



Berlin, den 12. Dezember 1905.

Die Krankheit des Kaisers.

Am neunten November lasen wir, zwei Tage vorher sei aus dem Kehlkopf des Kaisers ein weiches, von Plattenepithel überzogenes Bindegewebe entfernt worden. Ein Stimmlippenpolyp, hieß es im ersten offiziellen Bericht. Der Ausdruck klang dem Laien fremd; die Ärzte scheinen die ligamenta glottidis, die wahren Stimmbänder, um Verwechslungen mit den Taschenbändern zu meiden, jetzt Stimmlippen nennen zu wollen. Professor Orth, Virchows Schüler und Nachfolger, hatte, unmittelbar nach der „ganz glatt verlaufenen“ Operation, das Gewebe mikroskopisch untersucht und das Ergebnis in den unzweideutigen Satz gefaßt: „Es handelt sich um einen durchaus gutartigen bindegewebigen Polypen“. Danach war nicht der geringste Grund zur Besorgnis. Seit — bald nach der Geburt des regierenden Kaisers — Oermal zum ersten Mal Kehlkopspolypen sicher nachgewiesen hat, sind unzählige Fälle behandelt worden, meist sogar ambulatorisch. Die Operation ist weder schwierig noch schmerzhaft. Vor vierzig Jahren beschrieb Paul Viktor von Bruns „die erste Ausrottung eines Polypen in der Kehlkopfhöhle ohne blutige Eröffnung der Luftwege“; er mußte den Patienten, seinen Bruder, acht Wochen lang mit Versuchen plagen, bis der erkrankte Kehlkopf den durch die Einführung des Messers bewirkten Reiz ertrug. Heute hat der Arzt feinere Instrumente, Pincetten, galvanokaustische Schlingen, und die Schleimhaut wird durch Cocain unempfindlich gemacht. Seitdem hält man Stimmbandpolypen, so lästig sie sein können, nicht mehr für gefährlich; die Gefahr des Erstickens entsteht in nicht vernachlässigten Fällen selten und die Beseitigung der kleinen Geschwülste wird kaum noch zu den

ernsthafsten Operationen gerechnet. Diesmal aber glaubten nur Wenige an die Unbeträchtlichkeit der Sache. Trotzdem von allen Seiten beschwichtigende Bulletins kamen und der Operateur recht redselig Beginn und Verlauf der Erkrankung schilderte, blieb die Meinung: Da wird vertuscht. Für eine Kleinigkeit hätte man nicht den großen Apparat aufgeboten, der schlimme Gerüchte begünstigen mußte. Vier offizielle Berichte am ersten Tag; und vorher Alles verheimlicht. In Merseburg hatte es angefangen. Die Heiserkeit wollte nicht weichen. Der Leibarzt Dr. Jßberg wurde unruhig. Die Kaiserin unterbrach ihre Reise. Der Geheimrath Moriz Schmidt wurde aus Frankfurt gerufen und erklärte, man müsse abwarten; werde eine Operation nöthig, so könne natürlich erst die mikroskopische Untersuchung den Befund feststellen. Niemand erfuhr Etwas; auch als der frankfurter Laryngologe zum zweiten Mal berufen und unerkannt im Neuen Palais angelangt war, ahnte selbst die nächste Umgebung noch nichts. Den Flügeladjutanten vom Dienst fiel nur auf, daß am nächsten Tage der von einem Spaziergang heimkehrende Kaiser im Schloß einen anderen Weg nahm, als er gewöhnlich pflegte. Er ging in ein Zimmer, wo für die Operation Alles vorbereitet war, und noch am selben Tag konnte Professor Orth sein Gutachten einsenden. Die Absicht war gut. Die Thatsache der Erkrankung sollte erst bekannt werden, wenn zugleich auch die Gefährlosigkeit verbürgt werden konnte. Doch darf man den Völkern verdenken, daß sie offiziellen Berichten aus der Krankenzubel eines Königs nachgerade den Glauben versagen? Humanität und Politik zwingen zur Unwahrhaftigkeit. Daß ein Monarch in Lebensgefahr schwebt, wird meist erst zugegeben, wenn das Komma begonnen hat. Und würde ein erfahrener Spezialist vor Aerzten ein Langes und Breites über eine Operation erzählen, die jeder Fachmann als nicht der Rede werth kennt? Würden die Kollegen ihm huldigen, ihn für solche Duzendleistung feierlich zum Ehrenmitglied ernennen? Die Helden der reinen Wissenschaft sind doch nicht servil. So wurde geflüstert. Immerhin konnte man den Zweiflern das von den Herren Leuthold, Schmidt und Jßberg am neunten November unterzeichnete Bulletin entgegenhalten, das sagte: Die entzündliche Reaktion läßt bereits nach; das Allgemeinbefinden ist gut; bis zur Heilung der kleinen Wunde können aber noch acht Tage verstreichen. Gewiß hatten die drei Aerzte eine über ihr Erwarten hinausreichende Frist gewählt; mit solcher Sicherheit würden sie nicht reden, wenn auch nur die Möglichkeit einer Enttäuschung vorhanden wäre.

Die Prognostik hat sich nicht bewährt. Vier Wochen nach dem neunten November war die Wunde noch nicht völlig geheilt, konnte der Kaiser

seine Stimme noch nicht wieder gebrauchen. Man hatte verkündet, er werde in den ersten Dezembertagen schon kleine Reisen unternehmen und selbst den Reichstag eröffnen: er blieb im Neuen Palais und der Kanzler verlas die Thronrede. Aus Potsdam kam die Meldung, der Kranke sehe schlecht aus und sei auffällig gealtert; der Zustand müsse sich verschlimmert haben, denn die Sprechversuche seien wieder aufgegeben worden und der Kaiser schreibe Alles, was er mitzuteilen wünsche, auf Zettel. Daß in der Thronrede von der „Heilung“ des ersten Bundesfürsten gesprochen wurde, wirkte eher ungünstig als günstig; ein Stimmloser ist ja noch nicht als geheilt zu betrachten. Ein paar Tage danach mußte denn auch zugegeben werden, „daß die Heilung normal verläuft“, also vorschreitet, nicht vollendet ist. Alles offiziöse Bemühen half nun nicht mehr; wer mag aus solcher Quelle schöpfen? Das Ausland hielt Wilhelm den Zweiten für einen verlorenen Mann und die Zeitungspsychologen durchforschten schon die Persönlichkeit des Kronprinzen. Auch in Deutschland wuchs ringsum der Glaube, es könne sich nicht um eine leichte Erkrankung handeln. Diplomaten steckten die Köpfe zusammen und berichteten ihrer Regierung, public opinion zweifle an der Wahrheit der offiziellen Angaben. Großindustrielle fragten unruhvoll, was aus ihren Plänen werden solle, wenn dem Leben ihres höchsten Protektors ein naheß Ziel gesetzt sei. Nüchterne Politiker meinten, nur wer den Deutschen für unmündig und kindisch hilflos halte, könne fürchten, die ganze Herrlichkeit werde verbleichen, wenn zwei Augen sich schlossen. Der Fehler der Prognose rächte sich. Ueberall waren Zweifel erwacht, auch auf den Höhen der Beamtenschaft und der Armee; und durch die erregte Volkspantasie huschten dunkle Gespenster. So hats beim Kronprinzen Friedrich auch angefangen; fast genau so. Zuerst eine Heiserkeit, die allen Heilmitteln widerstand. Monate lang offizielle und offiziöse Beschwich-tigungen. Am neunten Juni 1887 Virchows Gutachten: das exstirpierte Stück hat die Kennzeichen der Pachydermie, ist ein durchaus gutartiges Gewebe. Eine Reise nach Italien; auch Wilhelm der Zweite soll, wie es heißt, nächstens ja nach dem Süden gehen. Endlich — auch an einem neunten November — Macenzies Erklärung, er stimme der Krebsdiagnose zu; die Tracheotomie und das Leid der letzten vier Lebensmonate. Orths Wissenschaft hat noch nicht so viel Kredit wie die Virchows; und der weltberühmte Cellularpathologe hat damals majestätisch geirrt. Großmutter, Vater, Mutter des Kaisers sind am Karzinom gestorben. In allen drei Fällen wurde die Bössartigkeit der Neubildung bis in die letzte Zeit bestritten. Wissen Sie denn nicht, daß Krebs erblich ist? Wer weiß, ob nicht schon das Ohrenleiden des hohen Herrn... Man braucht

nicht zu den Bewunderern des Kaisers zu gehören, braucht den Werth der Monarchenpersönlichkeit für die Entwicklung moderner Staaten nicht zu überschätzen, um solches Geraun schädlich zu finden. Mag Einer sich noch so entschlossen zum ökonomischen Determinismus bekennen: gerade der Deutsche hat, nicht immer fröhlichen Herzens, erfahren, was ein Einzelner vermag. Das Deutsche Reich würde auch den dritten Kaiser überleben; für unser ganzes politisches Leben aber ist wichtig, zu wissen, ob man mit der Wahrscheinlichkeit eines nahen Thronwechsels rechnen muß. Doch wo ist Sicheres zu erkunden? Die zur Behandlung berufenen Aerzte dürften, selbst wenn sie wollten, nichts Ungünstiges sagen; und die anderen, die das Bild der Erkrankung nicht sahen, sind auf Vermuthungen angewiesen. Ich habe Schweningen gefragt. Er hat die Leidensgeschichte Friedrichs miterlebt, den Kronprinzen überredet, sich mit dem Kehlsopfspiegel untersuchen zu lassen, und die Sektion der Leiche des Kaisers so dringend empfohlen, daß Wilhelm der Zweite sie, gegen den Wunsch seiner Mutter, anordnete und dadurch den deutschen Aerzten die Möglichkeit des nachprüfbaren Beweises gab, daß ihre Diagnose von Anfang an, trotz Mackenzies Widerspruch, richtig gewesen war. Schweningen kannte die Eltern, kennt die Kinder seit manchem Jahr und konnte sich nach offiziellen und geheimen Berichten vielleicht ein Urtheil über den Fall gebildet haben.

„Ein Urtheil? Nein. Dazu müßte ich gesehen, nicht nur gehört haben. Mehr als Vermuthungen kann ich Ihnen nicht bieten. Wer mit unfehlbarer Miene über kranke Menschen — daß ich den Begriff 'Krankheit' ablehne, wissen Sie längst —, deren Zustand und Aussichten urtheilt, ohne sie genau zu kennen, ist ein Schwindler. Die Herren, die, mit oder ohne Diplom, 'auf Wunsch auch brieflich' behandeln, haben doch wenigstens die subjektive Darstellung des Kranken vor sich. Also nichts Sicheres. Das hat übrigens selbst der behandelnde Arzt viel seltener, als man gewöhnlich glaubt, in der Westentasche. Was ich aber lese und höre, giebt mir, nach der Erfahrung einer dreißigjährigen Praxis, gar keinen Grund zur Beunruhigung. Heutzutage muß Alles gleich Krebs sein. Erinnern Sie sich noch an die Erkrankung Eduards des Siebenten? Den hatte die öffentliche Meinung schon beinahe beerdigt und ich galt für einen Schönsärber, weil ich sagte, mir spreche keins der bekannt gewordenen Symptome für den Krebsverdacht; und vorläufig lebt der König ja noch ganz vergnügt. Beim Kronprinzen Friedrich lag die Sache anders. Der war sechsundfünfzig Jahre alt und bekam plötzlich eine Heiserkeit, gegen die nichts half, die auch in Ems nicht weniger lästig wurde. Da mußte wohl etwas Ernstes vorliegen; und ich sagte meinem Fürsten sehr früh, der Ge-

danke an Karzinom sei nicht abzuweisen. (Die blödsinnige Behauptung, der Herr als unheilbar Kranken von der Thronfolge auszuschließen, braucht jetzt nicht mehr widerlegt zu werden.) Als der Kronprinz dann auf einem Ball ungefähr drei Viertelstunden über seine Halsbeschwerden mit mir gesprochen hatte, war die Vermuthung ziemlich Gewißheit geworden."

"Und viel später kam doch Virchows unrichtiges Gutachten."

"Warum muß es denn unrichtig gewesen sein? Erstens kann auch der geschickteste Operateur in solchem Fall daneben greifen und ein Stück herausheben, das für die Art der Erkrankung nicht typisch ist. Und zweitens ist der Mikroskopiker nicht unfehlbar. Auf dem Gewebe steht ja nicht: Dies ist Krebs! Der Befund muß gedeutet werden und läßt gar nicht so selten mehr als eine Deutung zu. Virchow sprach von Pachydermie. Der als Laryngologe äußerst gewandte Mackenzie, dem man aber wohl nicht Unrecht thut, wenn man ihm nachsagt, er habe die Sache von der politischen Seite genommen, könnte dem Pathologischen Anatomen absichtlich ein falsches Stück geliefert haben. Das braucht man aber gar nicht vorauszusetzen. Warum sollen nicht auch böseartige Geschwülste Stellen haben, die nicht schlimmer aussehen als dicke, schwierige Haut? Virchows Diagnose kann vollkommen richtig gewesen sein. Sie hat mich damals nicht überzeugt; und eben so wenig würde ich heute auf Orth's Gutachten schwören, trotzdem ich ihn natürlich als ausgezeichneten Forscher anerkenne. Meinetwegen als 'Autorität'. Nur soll man die Autoritäten nicht für allwissende Götter halten und nicht außer sich vor Verwunderung sein, wenn auch sie mal von der Entwicklung widerlegt werden. Da hinten auf dem Feld ist ein weißer Fleck. Das Auge, das Fernglas hält es für Schnee; wenn wir hinkommen, ist's vielleicht ein Blatt Papier. Wir Aerzte schaden uns selbst, wenn wir thun, als könnten wir aus Symptomen und anatomischem Befund unter allen Umständen die Namen sämtlicher, Krankheiten' ablesen. Und könnten wir's, so wären wir auch nicht viel klüger; denn Namen sind Wörter und Wörter sind zwar für Lehrbücher und Museen gut, nützen für die Praxis aber verdammt wenig. Auch, Krebs' ist schließlich nur ein Wort; der Begriff ist durchaus nicht so unbestreitbar fest, wie der Laie sich vorstellt. Von Hippokrates bis auf Heister, von Galen bis auf Bichat und weiter, das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch, hat die Definition geschwankt; und wir stehen noch nicht am Ende. Das wäre auch traurig. Waldeyers Erklärung: 'Krebs ist eine atypische Wucherung der epithelialen Zellgebilde' wird vermuthlich nicht das letzte Wort der Wissenschaft bleiben; eher schon Willroth's klarer

und bescheidener Satz: „Krebs beruht auf einer Diathese.“ Selbst das in unserer Zeit so beliebte Wort „Neubildung“ sollte man mit einiger Vorsicht anwenden; die Häufung entarteter Theile wäre nicht als Neubildung zu bezeichnen. Noch hunter als in der Aetiologie ist es in der Therapie hergegangen; bald hieß es hippokratisch: *Noli metangere*, bald wurde galenisch gerathen, das Karzinom auszuschneiden, *ut nulla supersit radix*. Seit die Chirurgen zur Herrschaft gelangt sind, wird das Schneiden bevorzugt und im Radikalismus so weit gegangen, daß auf einem der letzten Gynäkologenkongresse schon wieder Reyerstimmen laut wurden. Man operirt radikal, noch radikaler und möglichst im Frühstadium. Ueber die Möglichkeit kann man streiten; nicht aber darüber, daß der Krebs nicht eine ursprünglich lokale, erst später durch Metastase weitergeschleppte Erkrankung ist, sondern eine Allgemeineirkrankung des Organismus, die nicht einfach durch die Beseitigung eines Symptoms zu ‚heilen‘ ist. Nach meiner Ueberzeugung leiden nicht Alle an Karzinom, die als krebzig etikettirt werden; zu sicherer Diagnosegenügen hier, wie die Erfahrung lehrt, anatomische und histologische Momente nicht: Verlauf und Ende der Erkrankung erst liefern die wichtigsten Kriterien. Deshalb ist kein Grund, sofort zu verzweifeln oder nach dem Messer zu greifen, wenn wir diese Diagnose hören. Nicht nach dem Namen der Krankheit sollen wir fragen sondern prüfen, was das erkrankte Individuum noch zu leisten vermag, welche Ressourcen es hat und wie wir sie sammeln, vermehren und nützlich verwenden können. Prognose und Diagnose: Wörter; der Kranke hat nicht Diagnose und Prognose von uns zu verlangen, sondern Hilfe, Rath, Pflege, die ihn zum Widerstand fähiger macht. Wo es sich um hohe Herrschaften handelt, will die öffentliche Meinung freilich immer schnell ein Trostsprüchlein haben. Doch wir sehen ja jetzt wieder, welche Unannehmlichkeiten daraus entstehen können. Die kleine Stimmbandwunde des Kaisers heilte, wie es scheint, etwas langsamer, als man gehofft hatte. . . Das kann verschiedene Ursachen haben, beweist aber nichts für die Gefährlichkeit des Falles. Vielleicht kommen die Beschwerden auch nur noch von der Narbe. Wäre der leiseste Krebsverdacht aufgetaucht, dann hätten die behandelnden Aerzte nicht ein Stückchen exstirpirt. Entweder radikal schneiden oder in Ruhe lassen, heißt heute die Losung; Listers Meinung, erkrankte Gewebe nicht durch mechanische Eingriffe zu insultiren, ist nicht vergessen. Warum auch Krebs? Das Lebensalter des Kaisers spricht nicht dafür. Mit dem Modepopanz der Erblichkeit ist nichts anzufangen. Erstens wissen wir ganz und gar nichts Bestimmtes über die Erblichkeit des Krebses (den man auch schon für sicher ansteckend gehalten hat, bis man eines Besseren belehrt

wurde). Vererbt kann wohl ein Zustand werden, ein Minus an Kraft; aber ein Prozeß? Ich würde einen Krebs selbst dann für genuin halten, wenn ich wüßte, daß Vater oder Mutter des Erkrankten am Karzinoma gestorben ist; der Sohn kann ihn eben so, unter ähnlichen Lebensverhältnissen, erworben haben wie der Vater: durch parasitäre Erreger, durch Ueberernährung, allzu reichlichen Fleischgenuß oder sonstwie, ohne daß Sperma und Ei der Eltern zur Erkrankung der zelligen Gebilde beigetragen haben. Zweitens sind sichtbar wenigstens die Krebs Symptome der Eltern erst Jahrzehnte nach der Geburt des jetzigen Kaisers geworden; 1858 hielt Jeder den Kronprinzen und die Kronprinzessin von Preußen für kerngesund und sie selbst hielten sich auch dafür. An keinem ihrer Kinder hat irgend ein Arzt bisher etwas Krebsverdächtiges entdeckt. Der Verdacht ist wohl aufgetaucht, aber, so weit Wissenschaft und Kunst dazu im Stande sind, von Chirurgen und Internisten widerlegt worden. Damit könnte man sich eigentlich beruhigen. Die Aerzte, die den Kaiser behandeln, haben ja auch einen Namen zu verlieren.“

„Aber sie dürfen nicht immer aufrichtig sein.“

„Brauchen sie auch nicht. Nur seinem Gewissen ist der Arzt Rechenschaft schuldig; die ‚Oeffentlichkeit‘ kann nicht verlangen, daß sie stets die Wahrheit erfährt. Nicht einmal der Kranke selbst; als ich in einem englischen Spital neben den Betten auf einer Tafel die Worte ‚unheilbare Krebskranke‘ las, nannte ich dies Verfahren eine Barbarei. Nur ein Stämper wird sich nicht vor jedem Schritt fragen, wie er auf die Psyche des erkrankten Menschen wirken könne. Wo nun gar noch politische Erwägungen mit ins Spiel kommen, kann auch der sonst Gläubigste leicht Vertuschungen fürchten. In unserem Fall scheint man aber von vorn herein eher zu schwarz als zu rosig gemalt zu haben. Wenn wir das Angstgespenst der Erblichkeit weggagen, bleibt nicht der allergeringste Anlaß zur Furcht. Ich weiß nicht, ob der Plan einer Reise nach Italien oder ins Mittelmeer Wahrheit oder Dichtung ist; aber es wäre ganz natürlich, wenn ein hoher Herr nach solcher Belästigung ein milderes Klima aufsuchte und procul negotiis seine Nerven ausruhte. Das könnte keinen vernünftigen Menschen erschrecken. Eben so wenig kanns die Thatsache, daß der Kaiser noch nicht spricht. Solches Stimmlippen ist wie eine winzige Saite; die kann schon durch ein Stäubchen tonlos werden. Wenn Sie sich auf diesem kleinen und feinen Ding eine Narbe vorstellen, können Sie ahnen, wie lästig und langwierig die Sache werden kann. Darum bleibt sie doch alltäglich und ungefährlich. Bleibts, auch wenn neue Polypen nachwachsen. Das kann sich unter Umständen sehr oft wiederholen. Es wäre der

größte Unfinn, dann jedesmal zu schreien: Rezidiv, — also Krebs! Ein Unrecht gegen den Kranken; und eine Dummheit, an der nur die Feinde des Deutschen Reiches ihre Freude hätten. Außer ihnen vielleicht noch die Anhänger des Wortaberglaubens in der Medizin. Die sind an dem ganzen Lärm mitschuldig. Hätten wir uns nicht von ihnen verleiten lassen, dann würde die Meldung genügen: Hier ist ein erkrankter Mensch, dessen Zustand aber ungefährlich scheint. Jetzt fordert man Wörter. Und es giebt Aerzte, die diesen Wünschen weit entgegenkommen; sogar solche, die vor der schlimmsten Diagnose nicht zurückschrecken: um so größer ist dann der Ruhm, wenn die ‚Heilung‘ gelingt. ‚Das war ein Krebsfall, den unser früher Eingriff gerettet hat!‘ So können Statistiken entstehen . . . Aber ich darf hier nicht mein Steckenpferd reiten, sondern nur sagen, wie ich den Fall ansehe. Sehr von Weitem. Nur Vermuthungen. Darüber sind wir doch einig, nicht wahr?“

Ganz einig. Immerhin mag es Manchen beruhigen, zu hören, daß ein unbefangener Praktiker in dem öffentlich kontrollirbaren Verlauf der Erkrankung nichts Auffälliges findet, nichts, was Grund gäbe, das Leben des Kaisers bedroht zu glauben. Eher beruhigen als die allerneuesten Berichte geschäftiger Offiziösen, die mit neidenswerther Zuversicht schon wieder melden, in vierzehn Tagen werde die Stimme des Monarchen in unverminderter Kraft gebrauchsfähig sein, der Kaiser werde nächstens zu Jagden fahren und den preussischen Landtag „sicher“ selbst eröffnen; von einer Reise nach Italien sei nicht mehr die Rede. Verzögert irgend ein nicht voraussehender Umstand dennoch die Genesung, dann hat die Klatschsucht wieder freien Raum.

In einem ausländischen Blatt wurde neulich mit ungemeinem Tief-sinn die Frage erörtert, was aus dem Deutschen Reich werden möge, wenn Wilhelm der Zweite nicht mehr lebe. Daß es sofort auseinanderfallen, durch katholische, weisische, überhaupt antipreußische Tendenzen gesprengt werden müsse, schien noch nicht ganz sicher. Um so sicherer, daß der nächste Kaiser den bösen Agrariern, deren dunkles Trachten jetzt eine eiserne Faust niederknallen, ins Garn gehen würde. Dann wäre es mit der industriellen Weltmacht, mit der imperialistischen Expansion bald vorbei . . . Die Herren dürfen sich beruhigen. Nach Menschenermessen kann der Kaiser noch Jahrzehnte lang regieren. Aber sind unsere Meinungsmacher nicht mitschuldig an dem dummen Gerede? Mit ihrem Byzantinismus, ihren steten Brunnstschreien nach „starken Männern“ und „fester Zügel-führung“ haben sie es dahin gebracht, daß man draussen all-mählich vergaß, an das Wichtigste zu denken: an das Volk, dessen mündige Kraft sich selber den Werth schuf, nur selbst sich sein Glück schmieden kann.



Formen der Weltgeschichtschreibung.

Die frommen Väter, die unter den Seelenhirten der neuspanischen Reiche im Westen zuerst sich wählten, Ordnung und Uebersicht in die Vergangenheit von Tahuantinsuyu zu bringen, haben wunderliche Mittel angewandt, um die Zeitrechnung der ihnen anvertrauten Volksgeschichte nach ihrem Wunsch einzurenken. Sie haben Manchem der Inka erschauulich lange Regierungzeiten zugemessen und schließlich eine Herrscherreihe von Jahrtausenden ausgerechnet. Fragt man, warum dies wunderliche Kartenhaus aufgebaut wurde, das auch dem leisesten Hauch wirklichen Forscherdranges nicht Stand hält, so findet man zuletzt, daß die Urheber dieses harmlosen Truges nur wünschten, die Inka-Reihe so lang auszurecken, um sie mit dem vermeintlich sicheren Zeitpunkt der biblischen Ueberlieferung vom Thurbau zu Babel in Uebereinstimmung zu bringen. Wir lächeln wohl des nutzlosen Spieles einer kindhaften Forschung. Und doch: wie sehr würden wir ihr Unrecht thun, wollten wir den guten, tief berechtigten Trieb verkennen, der sie zu so verkehrtem Beginnen führte! Vor eine neue, um Tausende von Meilen entfernt gelegene, der alten Welt ganz unähnliche Staats- und Geistesbildung gestellt, verzichteten die priesterlichen Geschichtschreiber doch nicht darauf, sogleich eine geistige Einheit für den altbekannten und den eben erworbenen Besitz ihrer Wissenschaft herzustellen. Und so falsch das Mittel war, das sie wählten, ihr Zweck war im Sinn hoher Forschung heilig: es galt, eine betäubende Fülle neuen Wissensstoffes mit einem Schlage zu bemeistern, geistige Herrschaft über sie zu gewinnen und sich nicht an das Getümmel von tausend neuen fremdblichen Einzelthatfachen zu verlieren. Die geistlichen Herren bewährten eine Kraft, die nicht jedes der folgenden Zeitalter geschichtlicher Wissenschaft aufzuweisen gehabt hätte, am Wenigsten etwa das der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Das hätte vielmehr staunend und voll frommer Scheu die köstliche Menge neuer Königreiche, Schlachten, Kriege und Reichstheilungen, die da zu gewinnen war, zu Papier gebracht und zu vielen älteren Wirrsalen unübersichtlicher Thatfachenmassen ein neues geschaffen.

Wer heute versuchen will, sich über die Gesamtgeschichte der Menschheit einen Ueberblick zu verschaffen, wird vor ähnliche Fragen gestellt, wie sie den guten Priestern aufgestoßen sein mögen: nur ist die Zahl der Schwierigkeiten heute unvergleichlich viel größer. Denn seit der Erweiterung des Blickfeldes über den Erdball ist die Reihe der zu bewältigenden, räumlich, zeitlich unendlich weit auseinander strebenden Volksentwickelungen um ein Vielfaches länger geworden; mit der Ausdehnung des Arbeitsgebietes der Geschichtschreibung über alle Bezirke des gesellschaftlichen und geistigen Geschehens ist innerhalb jeder einzelnen Volksgeschichte die Stoffmasse vielleicht verzehnfacht

worden, gegenüber einer Zeit, der genügte, die äußere Geschichte und einzelne auffallende Wendungen der inneren Geschichte eines Volkes zu buchen.

Drei Möglichkeiten weltgeschichtlicher Zusammenfassung bieten sich heute dar. Die erste ist die althergebrachte zeitlicher Ordnung: eine Darstellungswiese, die von der Zeitrechnung als grundsätzlicher Richtschnur ausgeht. Der einzige feste, aber trotz aller Vorläufigkeit seiner Forschungsweise verdienstliche Versuch einer wirklichen Erdballgeschichte, der meines Wissens überhaupt von einem Einzelnen gemacht ist, Wirths Büchlein „Volksthum und Weltmacht“, hat diesen Weg in der That eingeschlagen. Doch ist er, wie mir scheint, auf ihm nicht zu Zielen gelangt, die zur Nachfolge locken. Der Grundsatz zeitlicher Eintheilung ist so äußerlich, daß ihn die Einzelgeschichte eines Volkes, wenn auch nicht ohne schwere Schädigungen, aufrecht erhalten kann. Sobald aber mehrere Volksentwickelungen zusammengefaßt werden sollen, führt er zu einem äußersten Maß von Unübersichtlichkeit oder aber zu Gewaltthaten. Die zweite Gefahr liegt eigentlich gar nicht auf dem Wege dieser Darstellungswiese. Niemand vermag aber heute ihre folgerichtige Durchführung am eigenen Leibe auszuhalten, die zum Jahrbuch und auf die geistigen Höhen der Plöbischen Tafeln zur Weltgeschichte führt, — es sei denn, die Ewig-Gestrigen in unserer Junft gingen auf ihrem Wege von Raake zu Thutychides nächstens über Herodot zu den Logographen zurück und erklärten in schönem Wechsel einmal deren Forschungsweise für die allein seligmachende und wahrhaft rechtgläubige. Und so ist Wirth, der viel Zukunftsin in sich hat, zur Zusammenfassung von Zeitaltern vorgeschritten, die, wie es nicht anders sein kann, sachliche Zusammengehörigkeiten voraussetzen. Er hat unerhörte Anstrengungen gemacht, um vorderasiatische, griechisch-römische, chinesische, indische Dinge unter die Bezeichnung eines Zeitalters zusammenzufassen. Aber wie wunderbar wechseln da nun die Begriffsrichtungen, nach denen diese Bezeichnungen gewählt sind! Mesopotamische Zeit, also erdbeschreibender Gesichtspunkt; klassische Zeit, hergenommen doch wohl von der Geistesgeschichte, Zeitalter der Doppelbildungen, der äußeren Staatsentwickelung entlehnt, ozeanische Zeit, wiederum vom Standpunkte der Erdbeschreibung. Dazu sind die Grenzen dieser Zeitalter so weit gestreckt, daß sie eigentlich jeder zusammenfassenden Kraft ermangeln. Die klassische Zeit, von 1300 vor bis 224 nach Beginn unserer Zeitrechnung reichend, umspannt eine Reihe von Jahrhunderten, deren Inhalt an Thaten des Geistes und des Handelns so ungeheuer und zugleich so mannichfach ist, daß man den Eindruck hat, es handle sich bei der Wahl ihrer Bezeichnung um einen Ausweg der Verlegenheit. Schlagkräftig scheint hier nur die Nebeneinanderstellung des römischen und des chinesischen Weltreiches zum Schluß des Zeitraumes, — eine Aehnlichkeit, mit der doch, schaut man sie vom Gesicht-

punkte des stufenmäßigen Aufbaues der Weltgeschichte aus, wenig erreicht ist. Handelt es sich doch um ein ganz junges und ein ganz altes Reich. Eine etwas straffere Bändigung des Stoffes gelingt Wirth im nächsten Abschnitt, den er denn auch nach dem Merkmal eines bestimmten Vorganges der äußeren Staatenbildung zu bezeichnen weiß. Er nennt die Zeit zwischen 224 und 1350 das Zeitalter der Doppelbildungen. „Das Gemeinsame an der Entwicklung ist, daß im Centrum der alten Kulturzone sich Staaten der alten Rassen behaupten“: so römisches und römisch-deutsches Reich, so chinesisches und chinesisch-mongolisches Reich, so indische und indisch-mongolische Reiche, so arabische und arabisch-türkische Staatenbildung. Diese Vorgänge staatlicher Kinematik und stufenmäßiger Chemie, wie Wirth sie glücklich nennt, sind gewiß ihrer Gleichzeitigkeit nach bemerkenswerth, obwohl das byzantinisch-russische Seitenstück, das Wirth zur Verstärkung des Eindruckes anfügt, einem ganz anderen Zeitraum angehört; aber man wird sie nicht im höchsten, wohl aber in einem mittleren Sinn als Zufälligkeiten ansehen dürfen. Denn solche Ausproppungen jüngerer, wilderer und kräftigerer Volksstämme und Staatenbildungen auf ältere, reifere und schwächere finden sich in sehr vielen anderen Zeiten. Die altamerikanische, die babylonische, ägyptische, die frühere indische wie chinesische Geschichte sind voll davon. Man kann diese Doppelbildungen also nicht zu einem auszeichnenden Merkmal dieses Zeitalters stempeln. Das aber ist doch Wirths Absicht.

Gewiß wird keine Weltgeschichte ohne eine genaue Kenntniß der Gleichzeitigkeiten auskommen können. Aber sie wird für die Strecke des Weges, die von der Menschheit bisher zurückgelegt worden ist, schwerlich zur Bildung von innerlichen Zusammengehörigkeiten, sachlichen Eintheilungen führen. Von allen früheren Leistungen der Geschichtschreibung, die an sich den selben Weg gingen, braucht in diesem Zusammenhang nicht gesprochen zu werden. Das Werk, das Ranke allzu anspruchsvoll Weltgeschichte nannte, in dessen Dienst er aber noch einmal all den wunderbar feinen Reiz der Darstellungskraft seiner späten Tage und viel von dem tief bohrenden Spürsinn seines die Forschung umwälzenden Genies stellte, war eine an sich auch auf dem wenig zureichenden Ordnungsgrundsatz der Zeitfolge beruhende Darstellung der europäisch-vorderasiatischen Geschichte; und die Werke, die, nach dem selbstn Grundsatze geordnet, alteuropäische und westasiatisch-nordafrikanische Volksentwickelungen verschiedenster Stufen in ein Ganzes zusammengeschweift haben, erreichten damit für ihren besonderen Bezirk vermuthlich sehr viel geringere Vortheile, als ihnen eine Stufentheilung gebracht hätte. Die alte Gliederung der europäischen Geschichte nur nach der Zeitfolge und ihre Spaltung in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit ist als unzureichend nachgewiesen. Ueberdies gehören beide Fälle als ausgesprochen gebietmäßig ab-

gegrenzte Theildarstellungen der Weltgeschichte nicht hierher. Ihrer mußte hier nur gedacht werden, weil eine Gliederungsweise, die schon am Theil sich unzulänglich zeigt, für das vielgespaltene Ganze noch weniger passen kann.

Vielleicht vor Allem in dem Gefühl gesunder Abkehr gegen die reine Zeitordnung ist neuerdings der Gedanke rein räumlicher Theilung aufgestellt und auch sogleich ausgeführt worden. In Vollstreckung der Vorschläge Nagels hat Helmolt die Herausgabe einer Weltgeschichte unternommen, der man die Ungleichwerthigkeit ihrer Beiträge nicht so sehr wie die Kühnheit und das Verdienst des ganz neuen Grundgedankens anrechnen muß. Zweifellos hat dies Buch durch sein werththätiges Eingreifen die Unmöglichkeit des Beharrens auf dem räumlich so übel berengten rassistischen Geschichtsplan zuerst nachdrücklich vor Augen geführt. Bei aller Anerkennung dieses Sachverhaltes wird man aber die Richtigkeit des gewählten Ordnungs-Grundsatzes anfechten müssen. Eine südamerikanische Geschichte, die sich zusammensetzt aus der Schilderung der Naturvölker im Süden und Osten des Welttheiles, aus einer Geschichte von Alt-Peru, der der spanisch-portugiesischen Siedlungen und der der heutigen Freistaaten, deren Zustand einen blassen Abklatsch europäischer Verhältnisse darstellt, ist der Folge ihrer Bestandtheile nach eine Unmöglichkeit. Der Grundsatz rein erdkundlicher Eintheilung der Weltgeschichte ruht auf dem Gedanken, daß die Geschichte eines Volkes das Erzeugniß des Bodens sei, auf dem es erwachsen ist. Dieser Begründung schlägt ein Sachverhalt wie der südamerikanische ins Gesicht. Noch übler ist, daß er eigentlich nirgends völlig und nicht allzu oft überwiegend durch die geschichtliche Wirklichkeit bestätigt ist. Fast alle großen Bildungen geistiger und staatlicher Eigenthümlichkeit, die das Erdenrund aufweist, sind durch eingewanderte Völker geschaffen worden: so die aller europäischen Länder, so die meisten Vorderasiens, so die Egyptens, Indiens, Japans, vielleicht auch Chinas. In jedem dieser Fälle — und was bleibt von der Geschichte des Erdballes ohne sie übrig? — müßte also zum Mindesten die Einwirkung zweier Länder auf die Geschichte jedes Volkes untersucht werden: seines Siedlungs- und seines Ursprungslandes. Wie schwer würde es sein, schon diese beiden Formen der Einwirkung von Boden und Himmel auf Menschen- und Völker-Schicksal auseinander zu halten, und wie oft würde sich dieser Werdegang dadurch noch außerordentlich verwickeln, daß auch die durchwanderten Länder von ihrem Einfluß an das sie durchziehende Volk abgegeben haben! Der nicht eben vorsichtige, aber geistreiche Franzose Demolins wollte in seinem Buch „Comment la route crée le type social“ gar beweisen, daß der Reiseweg einem Volk oder einer Völkergruppe die entscheidenden Merkmale seiner Eigenart mitgebe. Man bemerke bei all diesen Einwänden wohl, daß der eigentliche Grundgedanke der helmoltischen Darstellung nicht ange-

tastet, ja, nicht in den leisesten Zweifel gezogen ist: der Gedanke der Einwirkung des Landes auf die Geschichte seiner Bewohner. Aber ich finde, die Gründe, die gegen eine wissenschaftliche Behauptung vorgebracht werden, sind dann immer besonders schlagkräftig, wenn sie ihrem eigenen Vorstellungskreise entnommen sind.

Für den Geschichtsschreiber ausschlaggebend bleibt aber ein anderer Einwand gegen den Grundsatz räumlicher Theilung. Das Ziel all solcher Gliederungen des überreichen Stoffes ist seine bessere Uebersichtlichkeit. Es handelt sich darum, bei welchem Ordnungsgebanten am Meisten innerlich Zusammengehöriges zu einander gestellt, am Meisten sachlich Verschiedenes deutlich vom einander getrennt wird. Sicherlich hat die Ländertheilung der Geschichte den Vorzug, die Einwirkungen von Boden und Himmel auf Art und Schicksal der Völker kennen zu lernen — wozu übrigens in diesem Sammelwerk oft nur die ersten Voraussetzungen geschaffen sind —, aber sogleich erhebt sich die Frage, ob für diesen einen Vortheil der Zusammenfassung sonst getrennter Erkenntnißmassen alle die Nachtheile der Auseinanderreißung zusammengehöriger Dinge in Kauf zu geben sind. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß, wenn man schon so bodentheilend verfahren wollte, es richtiger gewesen wäre, ganze Länderkreise zusammenzufassen. Das ist nicht selten geschehen; an entscheidenden Stellen aber hat man davon Abstand genommen. Ungleich wichtiger aber ist, daß die verschiedensten Volkstümmer und Rassen, sobald sich nur ihr Dasein auf dem selben Schauplatz abgespielt hat, übereinandergepackt erscheinen; und den Ausschlag giebt, daß ein noch bunterer Wirbel von Entwicklungsstufen als Ganzes und Zusammengehöriges erscheint. In beiden Hinsichten rächt sich, daß die örtliche Eintheilung gewissermaßen nur im ersten Geschoß des Aufbaues maßgebend ist, während in allen höheren Schichten des Gebäudes der alte Theilungsgrundsatz der Zeitfolge, sogar meist in besonderer Schroffheit, durchgeführt erscheint und alle ihm anhaftenden Nachtheile hinter sich zieht.

Nein: weder die Einheit des Ortes noch die der Zeit bietet als Richtschnur der Gliederung die meisten Vortheile. Und drittens wird man auch eine letzte Möglichkeit nicht annehmen dürfen, die wunderbarer Weise noch nicht gewählt worden, die zu erörtern aber heute trotzdem geboten ist, da man sicherlich in kurzer Zeit auch sie versuchen wird. Während nämlich heute in den Grenzbezirken der Geschichtsschreibung, in denen Wissenschaft und Tageschriftstellerei einander berühren, um nichts so viel Geräusch gemacht wird wie von der Rasse, ist, so weit ich sehe, noch Niemand auf den nah liegenden Gedanken gekommen, vom Gesichtspunkt der Rasse eine Gliederung des weltgeschichtlichen Stoffes zu versuchen. Wirth bemerkt zwar schon aüel, wenn in einer europäischen Kulturgeschichte, die es doch nur mit Splittern

einer Rasse, ja, nur eines Rassentheiles, nämlich des arischen Gliedes der kaukasischen Rasse, zu thun hat, meines Erachtens also in Rassenfragen gar nicht zuständig ist, von ihnen nicht die Rede ist, und er hat in seinem Entwurf einer Weltgeschichte sehr nützliche Winke für Rassengeschichte gegeben; aber er hat es verschmäht, sie zur Richtschnur für seine Eintheilung zu machen. Wenn heute aber ein Vertreter der Völkerkunde, ähnlich wie Nagel als Erdkundiger, den Anstoß zur Entstehung einer Weltgeschichte gäbe, so würde ein Gebilde entstehen, das mindestens eben so viel, wenn nicht noch mehr Anregungen gäbe als Helmolts Unternehmen. Es wäre sehr vortheilhaft, eine Geschichte der Mongolen in allen ihren Zweigen, von Saloniki bis Tokio, mit einem Blick zu übersehen. Die Schicksale der rothen, der malayisch-polynesischen, der schwarzen Rasse könnten eben so wohl zur Einheit gegliedert werden und in dem Antheil der dreigespaltenen Kaukasier könnte das Werk gipfeln, die Geschichte des Siegers unter den Rassenheilen, der Arier, müßte es krönen. Der große Nachtheil der helmoltischen Theilung, die grob äußerliche Zusammenzwingung an Blut und Schicksal fremder Volkstämme zu Ortseinheiten in Amerika, Australien und großen Theilen von Afrika und Asien, wäre vermieden. Daneben könnte dem guten und haltbaren Kerngedanken erdkundlicher Geschichtschreibung sehr wohl Rechnung getragen werden: denn alle Lehre von den Rassen und ihren Unterschieden führt auf die Einwirkungen von Boden und Himmel zurück. Rasse heißt überhaupt, wenn ich den Begriff recht verstehe, nichts Anderes als die Summe von Eigenschaften Leibes und der Seele, die eine Völkergruppe durch die sie umgebende Natur, durch Boden und Himmel in der entscheidenden Zeit ihres Verborgense einmal, einstmals erhalten hat. Und da in den meisten Fällen diese Einwirkung in einem anderen Lande als dem ihrer endgiltigen Siedelung stattgefunden hat, so handelt es sich hier im Grunde auch nur um jene Unterscheidung zwischen Ursprungs- und Wohnsitzland, von der schon einmal die Rede war. Erdkundliche Begriffe liegen aber beiden Betrachtungskreisen im selben Maße zu Grunde: der Rassengeschichte ganz eben so wie der Ländergeschichte.

Doch auch diesen Weg einzuschlagen, scheint nicht rathlich. Denn thürmt man, auf der Grundlage der Rassenheilung, wie bei Helholt, wieder noch das Armenien, das reinen Reizigle, das Die-Low, auf das, so-ben, den ... Rahmen so umfassender Rassen wie der mongolischen wieder die größten Gegensätze zu einer Einheit zusammengezwungen, wie etwa die kinderjungen Hirtenstämme Turkestans mit der hohen Reife des heutigen Japan.

Die Mängel aller drei Möglichkeiten weisen nach einer Richtung. Nicht Zeit- noch Orts- noch Bluts-Gemeinschaft leistet die beste Gewähr für übersichtliche Zusammenfassung, sondern der Gedanke der sachlichen Zusammengehörigkeit gewisser Völkerzustände, der nicht an Ort, an Zeit, an Verwandt-

schaft gebunden ist. Auch er ist keineswegs losgelöst von der Vorstellung des zeitlichen Nacheinander, die den innersten Kern und das ausgleichende Merkmal aller Geschichtswissenschaft ausmacht, aber er ist mit ihr eine eigenthümliche Verbindung eingegangen, die ihn über die Abhängigkeit von der reinen Gleichgiltigkeit hoch hinaushebt: er gipfelt in der Behauptung, daß den Inhalt der Weltgeschichte eine Folge von Zuständen ausmacht, die sich bei allen Völkern und Völkerteilen in gleichem Nacheinander aufweisen läßt, von der nur die einzelnen Glieder der Menschheit sehr ungleiche Bruchtheile durchlebt haben. Während die einen noch heute in der Kindheit verharren, sind andere zu blühender Jugend, noch andere zu starker Manneskraft gelangt, während einige bis zu bedächtigen Greisenalter, bis zur Höhe des Lebens vorgeedrungen sind; wobei das Gleichniß der Lebensalter nur einen leise anklingenden, durchaus nicht einen buchstäblich genauen Vergleich andeuten soll.

Es ist ein Stufenbau der Weltgeschichte, den alle Völker emporgekommen sind; nur ließ der einen kindliche Kraft sie noch heute nicht über die erste Staffel hinauskommen, während die höheren Stufen von den besseren Steigern eingenommen werden. Daß die Vertheilung des weltgeschichtlichen Stoffes, die dieser Grundgedanke zur Folge hat, gewisse Nachteile mit sich bringt, ist nicht wunderbar; und begreiflicher Weise sind es die, denen die Vorzüge der anderen Gliederungarten entsprechen. Weite Zeiträume müssen übersprungen werden: nimmt man an, daß das karolingische Königthum der Germanen der Alleinherrschaft der ägyptischen Pharaonen des alten Reiches wahlverwandt ist, so bedeutet eine solche Zuordnung einen Sprung über vier Jahrtausende. Und schließt man, was nur folgerichtig ist, daß der Werdegang des ägyptischen Volkes die Urzeitstufe spätestens 3500 vor Beginn unserer Zeitrechnung verlassen haben muß, auf der östlich nahe Neger- und nächst benachbarte Araberstämme noch heute verharren, so handelt es sich gar um eine Zeitentfernung von etwa fünfeinhalb Jahrtausenden. Und dennoch bedeutet jene sachliche Zeitordnung mehr als die Scheinordnung der reinen Zeitfolge.

Eben so jäh wird auch der örtliche Zusammenhang von dieser Stoffgliederung durchbrochen. Das Reich der Inka ist um ein Drittel des Erdumfanges von dem Zwei-Ströme-Land der babylonisch-assyrischen Geschichte geschieden und ist ihm doch an Entwickelungsreise nah benachbart. Und mehr als sechstausend Kilometer sind es des Weges vom Hochsitz der altperuanischen Staats- und Geistesbildung bis zum Busen von Pe-Tschili: und doch besteht zwischen dem Reich von Tahuantinsuyu und dem von China eine Wahlverwandtschaft nicht nur der staatlichen, sondern auch der gesellschaftlichen Ordnung.

Die selbe Durchbrechung auch der Rassengliederung ist die nothwendige Folge einer solchen Stufenordnung: die altamerikanischen Völker höherer Bil-

bung müssen von ihren nächsten Blutsverwandten, den WalbIndianern Brasiliens oder den Jägerstämmen von Nordostamerika, eben so weit getrennt werden wie Araber des Kalifates von den schweifenden Hirtenstämmen des arabischen Mutterlandes. In beiden Fällen aber ist auch für den ersten Augenschein schon der Nachtheil durch neue Vorzüge aufgewogen. Jene Zusammenstellung örtlich weit getrennter und doch gleich hoch entwickelter Länder wird den Sinn für die Einwirkung von Boden und Himmel auf die Gestaltung von Völkerart und Völkerschicksal kaum weniger schärfen als die Beobachtung einer Landesgeschichte durch die auf einander folgenden Schichten mehrerer Volksthums Herrschaften hindurch. Und vollends eine wissenschaftliche Rassenlehre, für die es heute freilich noch an den ersten Voraussetzungen geschichtlicher Kenntniß fehlt, ist kaum möglich, wenn ihr nicht eine sorgfältige Untersuchung der Stufengeschichte der Menschheit vorausgegangen ist. Denn ich hoffe, zeigen zu können, daß unfähig Vieles, was heute als Rassenunterschied gilt, nur Stufenunterschied ist. Und ehe man die Besonderheiten, die Vorzüge und Mängel der einzelnen Rassen erkennen kann, wird nöthig sein, sich ihrer Gemeinsamkeiten bewußt zu werden. Das heute so beliebte blinde Zuschlagen in Rassendingen mag ja sehr dienlich sein für die Zwecke werththätiger Weltstaatskunst, aber die Wissenschaft hemmt es und fördert es nicht. Wer da meint, es handle sich nicht darum, Aehnlichkeiten aufzustellen, die zu entdecken wenig nütze — wie BIRTH —, Der ist im Irrthum. Denn ich finde, die Besonderheit fängt bei Rassen, wie in allen anderen geschichtlichen Vergleichen, erst da an, wo die Gemeinsamkeit aufhört. Und selbst in Hinsicht auf die Stimmung nur ist, finde ich, durch willkürliche Eingrenzung des eigenen Blickfeldes wenig gewonnen. Ich bin froh und stolz, ein Arier, froher und stolzer noch, ein Germane zu sein. Aber darüber nicht den Gemeinbesitz mit anderen Rassentheilen und Völkergruppen sehen zu wollen, ist eher ein Zeichen von Schwäche als von Stärke. Der Rest von eigener Art, der uns dann noch und nun erst gesichert verbleibt, ist groß genug: er hat ausgereicht, um unseren Völkern die Herrschaft über die Welt zu verschaffen.

Ein die Sache, nicht mehr nur die Form angehender Gedanke ist damit freilich schon gefordert: die Einheit und Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes über alle Verschiedenheiten von Raum, Zeit und Blut hinweg. Doch er läßt sich nicht durch allgemeine Behauptungen, sondern nur durch einzelne Belege beweisen. Daß Dies geschehe, ist eins der wichtigsten Ziele der folgenden Darlegungen.

Nur noch eine Vorfrage ist zu erledigen: woher ist der Maßstab zu nehmen, an dem Weglänge und Wegleistung all der Hunderte von Völkern und Völkerspittern abzulesen sind? Nur um grobe Scheidungen kann es sich handeln. Schon der Gleichnißbegriff Stufe läßt: er täuscht eine Grenz-

schärfe zwischen den einzelnen Strecken des Verdeganges der Dinge vor, die die Wirklichkeit selbst nicht aufweist. Der Fluß der Weltgeschichte gleitet stetig und eben dahin, und läßt man sich nicht durch das unruhige, aber meist nur scheinwichtige Gefräusel der äußeren Staats- und Kriegsgeschichte trügen, so ist fast immer selbst an wirklich trennenden Stromschnellen Mangel. Die unendliche Zusammengefaßtheit und Gebrochenheit menschlichen Handelns verhindert eine Gradlinigkeit und Sauberkeit des Verlaufes, wie sie unserem scheidelustigen Verstand erwünscht, wie sie aber unserer eigenen Schaulust sehr unwillkommen sein würde. So will denn jede Gliederung geschichtlichen Stoffes nur unter Vorbehalt verstanden werden. Aber sie ist nicht nur nothwendig, damit unser Blick das unendliche Wirrsal des Einzelgeschehens übersehen könne, sondern sie ist auch berechtigt, sobald man nur keinen Augenblick vergißt, daß die Zeiträume nicht durch scharfe Linien, sondern durch breite, nach beiden Seiten wiederum unsicher verschwimmende Uebergangsstreifen getrennt werden. Die vorherrschenden Merkmale werden sich naturgemäß in der Mitte des Weges deutlicher finden als an den Grenzen. Aber damit ist auch allem billigen Erforderniß genügt.

Für weithin brauchbare Stufenleitern von solchen Merkmalen wird man wohl thun, sich an die greifbarsten, gröblichsten unter den Entwicklungsreihen der Geschichte zu halten. So ist vor Allem richtiger, vom handelnden, nicht vom geistigen Dichten und Trachten der Völker auszugehen: die harten Wirklichkeiten des gesellschaftlichen, also des Staats- und Wirtschaft-, des Klassen- und Familienlebens sind gröber, sind fester umrissen und deshalb besser zu beschreiben; sie sind aber auch dauerhafter, nicht so raschem und leichten Wechsel unterworfen. Für weite Strecken der europäischen Geschichte läßt sich nachweisen, daß auf ihnen gerade doppelt so oft ein Richtungswechsel der geistigen wie der gesellschaftlichen Entwicklung eingetreten ist. Die Natur der Dinge führt selbst zu diesem Unterschied: so viel Mühe es auch kosten mag, die Kunst eines Volkes oder einer Völkergruppe aus einer der Wirklichkeit fernem in eine der Wirklichkeit nahe umzuwandeln, viel härteren Widerstand bieten doch die Jahrhunderte alten und von der zähen Selbstsucht herrschender Geschlechter oder Klassen vertheidigten Einrichtungen der Staaten.

Unter den einzelnen Geschichtstreihen, aus denen sich der Verdegang der Gesellschaft zusammensetzt, wird man wiederum die größte und greifbarste auswählen müssen: es ist die der staatlichen oder — in frühen, wie vielleicht wieder in künftigen Zeiten — staatlähnlichen Ordnung. Die Verfassung zuerst der als Staat auftretenden engeren Blutsverbände, der Geschlechter und Völkerschaften, später der zu Staaten geeinten Völker wird immer die sichersten Kennzeichen und Merkmale der Zeitalter abgeben. Nur darf darunter nicht die Staatsform allein verstanden werden, denn sie kann sehr mannichfache

Wirklichkeiten decken: ein Königthum kann einen Geschlechterstaat, die Alleinherrschaft eines unumschränkten Herrn, ein schwaches Königthum an der Spitze eines übermächtigen Adels, ein aufgeklärt selbstherrliches Königthum, ein scheinendemokratisches Caesarenthum und ein verfassungsmäßig eng eingeschränktes Fürstenthum bedeuten. Nur im Zusammenhang mit der Familienverfassung, wo sie wichtig ist, mit der Klassenordnung, wo diese eintritt, kann die Staatsform recht verstanden werden.

Daß sie hier zur Richtschnur gewählt wird, geschieht nicht der heute herrschenden einseitig staatlichen Geschichtsauffassung zu Liebe. Denn da zum Glück der Staat ein Mittel — eins unter mehreren — und nicht der Zweck des öffentlichen Lebens der Menschheit ist, so darf die Geschichtsschreibung vorsichtiger Weise nicht diese — zufällig unseren Erdtheil und unser Jahrtausend beherrschende — Form gesellschaftlicher Einung als alleiniges Ziel dieses Forschens ansehen. Der Staat ist eine Möglichkeit — eine unter mehreren gewesen und noch mehreren denkbaren Möglichkeiten — der Lebensanordnung des Menschengeschlechtes und er ist ferner nur eine unter mehreren Formen gesellschaftlicher Gemeinschaft: wer ihn nicht als der Familie, dem Stand, der Klasse, dem Volk, der Rasse gleich geordnet erkannt hat, Der hat noch nicht über die ersten Voraussetzungen geschichts- und gesellschaftswissenschaftlicher Forschung Klarheit erlangt. Aber freilich ist der Staat die festeste, kräftigste, widerstandsfähigste dieser Genossenschaftsformen; und gliedert man ihm für die Kindheitszeiten der Menschheit die Vor- und Keimformen der staatartig auftretenden Blutsverbände an, trägt man auf höheren Stufen der Einwirkung der lockeren Lebensverbände, insbesondere der Stände und Klassen, Rechnung, so vermag diese knöchigste Linie der Gesellschaftsentwicklung am Besten das Rückgrat im Gliederbau der Weltgeschichte abzugeben.

Man wird einwenden, es sei richtiger, von der Wirtschaftsgeschichte auszugehen. Ich kann mich dazu noch immer nicht bekehren. Für den Zweck der Aufstellung einer Stufenfolge der Weltgeschichte ist sie jedenfalls minder geeignet, weil ihre Stufen viel zu weit und umfassend sind, als daß man sie mit Nutzen zur Zeitenscheidung verwenden könnte. Wie lange Entwicklungsstrecken mußte nicht der eigentlich gesellschaftliche Werdegang, der von Familie, Staat und Stand, durchmachen, während die wirtschaftliche Entwicklung noch immer in der Naturalwirtschaft verharrte! Und auch die Formen der Jäger-, Hirten- und Ackerbau-Wirtschaft greifen viel zu eng verzahnt in einander über, als daß man sie zum Maßstab machen dürfte.

Tiefer und weiter zugleich reicht die gesellschafts-feelische Deutung der Zeiten, die, je nach der Stellung, die das handelnde oder schauende Ich zur Außenwelt einnimmt, die Räume scheidet. Doch so unansehnlich eine Gliederung wäre, die von diesem Standpunkt aus vorgenommen würde:

ſie möchte für den augenblicklichen Zweck einer Zuſammenfaſſung nicht hinreichen. Sie würde leicht den Verdacht erwecken, zu weitmaſſig zu ſein, zu ausgebehnte Begriffe anzuwenden. Sie iſt wohl verwendbar als letzte Schlußformel, aber ſie würde, angewandt auf die volle Mannichfaltigkeit der kaum überſehbaren Menge der Volksgeschichten des Erdballes, nicht tief genug in die Wirklichkeiten hineinfaſſen. Sie würde von einer letzten allgemeinen Gemeinſamkeit reden und die hundert einzelnen beſonderen Gemeinſamkeiten, deren Vorhandenſein viel erſtaunlicher iſt, nur vermuthen laſſen, da ſie ſie nicht auffällig genug an den Tag legen könnte.

Am Walchensee, Auguſt 1903.

Profeſſor Dr. Kurt Breyſig.



Der freie Psalm.

Auf eine ragende Höhe, dem Himmel nah,
Daß ich ſaß wie ein Gott die Erde da drunten ſah,
Riß mich ein klarer Traum, ein Schöpfer und Deuter, empor.
Da brauſte empor an mein Ohr der Menſchheit Chor:

„Dunkel ſind die Wege der Erde.
Wir hungern und frieren.
Wer ſorgt, daß es lichter werde,
Daß wir uns nicht im Nebel verlieren?
Ihr Großen der Erde, die wir erküren,
Führt Eure Heerde!“

Auf meiner ragenden Höhe, dem Himmel nah,
Faß wie ein Gott klarängig ward ich da,
Daß ich die Menſchen drunten ſich rotten ſah
Mit ſodernden Armen: „Ihr Starcken, Erbarmen, habt Erbarmen!“

Und da ſah mein Blick vor den Heerden Führer erſtehn:
„Ihr habt hierher, Ihr dorthin und dorthin zu gehn!
Und daß Ihr die rechten Wege findet durchs Leben,
Wollen wir Euch hier dieſe Wanderſtäbe geben!
Hier haſt Du Deinen Stab und Du und Du!
Und nun wandert an Euren Stäben dem Ziele zu.
Wir Starcken haben die Stäbe für Euch bereitet.
Unſer Wille iſt Euer Gebot! Er ißs, der Euch leitet!“

Und nun sah ich die Menschen drunten an ihren Stäben leuchten,
Auf allen Wegen, dem Dunkel entgegen, ihr Ziel zu erreichen
Und wieder empor an mein Ohr hört' ich der Menschheit Chor:

„Nun gehn wir an unseren Stäben durchs Leben,
Doch unsre Herzen beben.
Wer kann unsern Seelen die Ruhe geben?
Die Erde ist dunkel.
Doch dort droben über den Wolken, was ist dort droben für ein
Gefunkel?
Wer wohnt dort oben? Sollen wir ihn fürchten oder loben?
Wer wohnt dort oben in den ewigen Fernen über den Sternen?“

Und wieder sah ich von meiner Höh' vor den Menschen Führer erstehn:
„Ihr habt hierher, Ihr dorthin und dorthin zu gehn!
Und daß Ihr die rechten Wege findet durchs Leben,
Sollt Ihr uns erst Eure festen Wanderstäbe geben!“

Und sie nahmen die Stäbe und schnitten Zeichen und Runen hinein:
„Wir wollen Euch weihn, Ihr Stäbe,
Ihr sollt geweiht und geheiligt sein!
An Euch, nur an Euch wandern die Guten ins Leben hinein!
Dort drüben die Andern können nimmer ihre Stäbe so göttlich weihn!“

Und nun sah ich die Menschen an ihren geweihten Stäben durchs Leben
leuchten,
Auf allen Wegen, dem Dunkel entgegen, ihr Ziel zu erreichen,
Und dort als ärmliches Siegeszeichen, wie Lanzen, ihre Stäbe auf
Gräber pflanzen.
Und da, wie ich hoch oben, dem Himmel nah,
Fast wie ein Gott, da drunten der Menschen Gewimmel sah,

Da dehnte unendliches Leid und doch, auf meiner freien Höhe, unendliche
Luft meine Brust,
Und ich nahm meinen Stab,
Den mir einst vor dem Wandern ein Bruder gab,
Und wie Thonar, der Gott, schleudert' ich ihn auf die Erde hinab,
Vielleicht auf mein Grab . . .

Ich aber will nie mehr hinab, nie mehr hinab ins dunkle Leben!
Ich will ohne Stab, ohne geweihten Bettelstab mein Grab erheben . . .

Prag.

Hugo Salus.



Grenzgaruisonen und Train.

Die forbadher Vorgänge haben allerlei Vorschläge ans Licht gebracht, die eine Wiederkehr ähnlicher Dinge verhüten sollen. Im Hinblick auf die früheren Vorkommnisse in Röchingen, Jasterburg und Gumbinnen sind auch Vorschläge zu besserer Stellung und verbesserter Zusammensetzung der Offiziercorps der kleinen Grenzgaruisonen aufgetaucht. Nur ein Theil dieser Vorschläge scheint mir brauchbar. Zu den unpraktischen gehört der, die Offiziercorps der kleinen Grenzgaruisonen nur aus Elite zu bilden, da die französischen Grenzarmee-corps eine Elite von Offizieren aufwiesen. Wenn man diesem Vorschlag folgte und die Offiziercorps der kleinen Grenzgaruisonen der Armee-corps XV und XVI in Elsaß-Lothringen und die der Armee-corps I, V, VI und XVII in Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien nur aus Elite zusammensetzte, so würde, da wir ohnehin mehr als ein Duzend Garderegimenter und eine ähnliche Anzahl der Garde gleichstehend erachteter Regimenter haben, für die übrige Armee nicht allzu viel Elite mehr übrig bleiben. Das deutsche Offiziercorps aber vermag sich nur dann auf seiner Höhe zu halten, wenn es namentlich in seinen drei Hauptwaffen völlig homogen und überall Elite bleibt; schon das Eliteprinzip der Garderegimenter kann als bedenklich gelten.

Die Zusammensetzung der Offiziercorps in den kleinen Grenzgaruisonen darf nicht anders sein als die des Durchschnittes im übrigen Heer. Dazu ist aber nöthig, daß die Strafversetzungen in diese Garnisonen aufhören; man behauptet ja, daß diese Versetzungen vielfach Persönlichkeiten treffen, die Etwas auf dem Kerbholz haben. Der Vorschlag, den Offizieren der Grenzgaruisonen alljährlich längeren Urlaub und das zur Fahrt in die Heimath nöthige Reisegeld zu gewähren, ist gut gemeint, aber kostspielig; und die Beamten der Grenzorte könnten schließlich mit fast dem selben Recht das Selbe verlangen. Schon deshalb würde auch eine besondere Gehaltszulage für die Offiziere der Grenzgaruisonen zunächst auf Widerspruch stoßen.

Werthvoll scheint mir nur der Vorschlag, die unteren Chargen, zunächst den Lieutenant, in einem etwa dreijährigen Turnus aus den kleinen Grenzgaruisonen ins Landesinnere zu versetzen. Die Hauptsache aber wird immer sein, daß zu Regimentskommandeuren und selbständigen Bataillonkommandeuren in den kleinen Grenzgaruisonen nur Persönlichkeiten ernannt werden, die für die Leitung eines Offiziercorps ganz besonders befähigt sind. Zwar soll jeder Kommandeur ein Offiziercorps leiten können; doch das Maß der Begabung dafür ist verschieden und diese Begabung ist unter den schwierigen Verhältnissen der Grenzgaruisonen offenbar noch wichtiger als sonst. Der Kommandeur muß da einen besonders scharfen Blick für die Beurtheilung

er Charaktere seiner Offiziere und ihrer Beziehungen zu einander haben; er muß alles Bemerkenswerthe, was im Offiziercorps vorgeht, erfahren, um danach eingreifen zu können, und er muß, ohne zu „repräsentiren“ — diese Pflicht ist bekanntlich nur dem Kommandirenden General zugebach —, in seinem Haus den Mittelpunkt der einfachen Geselligkeit bilden, die in den kleinen Garnisonen besonders gepflegt werden muß, damit der Offizier Anregung findet und mit seiner Lage zufrieden ist.

Der „eiserne Besen“, der in Forbach gebraucht werden soll, könnte naturgemäß ja nur auf die dortigen Verhältnisse und das Offiziercorps des forbacher Trainbataillons wirken; wo ähnliche Verhältnisse noch nicht ans Licht gekommen sind, muß von solcher Härte Abstand genommen werden. Ganz verfehlt wäre auch der Gedanke, nun etwa gegen die ganze Traintruppe und ihr Offiziercorps vorgehen zu wollen. Auch für die Verbesserung dieser Truppe sind Vorschläge gemacht worden, die mir nicht annehmbar scheinen. So namentlich der, das Offiziercorps des Train solle ein Durchgangsoffiziercorps werden; man solle besonders gut empfohlene Offiziere aller Waffen unter Vorpatentirung in den Train versetzen, und dieselben, als Ersatz, den Kirmitteln der Kavallerie, des Artillerie-Adjutantur und die höchsten Heeresstellen ermöglichen. Soll das ganze Train-offiziercorps aus solchen Offizieren bestehen, so würde dadurch, unter Herabminderung des Werthes der übrigen Offiziercorps und Truppen, eine Train-Elite geschaffen; wird aber nur ein Theil solcher „Springer“ in den Train versetzt, so würde dadurch bei den übrigen Trainoffizieren Unzufriedenheit und Unlust am Dienst erregt, da sie sich gewissermaßen als Offiziere zweiter Klasse in ihrer Garnison fühlen würden. Nicht minder unhaltbar ist der Vorschlag, Offiziere, sogar Rittmeister, zum Train abzukommandiren und ihnen vielleicht ihre Uniform zu lassen, sie also nicht in diese Truppe zu versetzen. Solche Maßregel würde das Gefühl dauernder Zusammengehörigkeit mit dieser Truppe nicht aufkommen lassen; von wirklichem Corpsgeist, von einem Aufgehen in den Dienst gerade dieser Truppengattung könnte dann nicht mehr die Rede sein, namentlich nicht, wenn die abkommandirten Offiziere die Uniform ihrer früheren Regimenter behielten. Wenn früher Offiziere der Feldartillerie zeitweilig zum Train versetzt und dann, meist mit Beförderung, zu ihrer Truppengattung zurückversetzt wurden, so geschah Das nicht etwa, um den Trainoffiziercorps besonders tüchtige Offiziere zuzuführen, sondern, weil dem Train überhaupt die Offiziere fehlten. Zu diesem Mittel wird man, falls der heute bereits wieder beginnende Offiziermangel beim Train sich steigert, voraussichtlich wieder zu greifen gezwungen sein; und Offiziere der Feldartillerie sind für diese Aushilfe um so mehr geeignet, als sie mit Kriegsfahrzeugen, Geschützen, Prozen und Munitionswagen, schon umzugehen verstehen; diese Kenntniß haben die Kavallerie- und Infanterie-Offiziere nicht.

Auch ist die Feldartillerie so überfüllt, daß nach dem neuesten Erlaß bis auf Weiteres Fahnenjunker bei dieser Waffe nicht mehr angenommen werden. Der Offiziermangel, der nicht nur in der Infanterie (wo ungefähr 13 Prozent der etatmäßigen Lieutenants fehlen), sondern auch schon in der Kavallerie und im Train fühlbar ist, erschwert natürlich überhaupt die Aufgabe, dem Train besonders tüchtige Offiziere zuzuführen. Vielleicht könnte eine Gehaltszulage, die den Eintritt der Fahnenjunker beim Train erleichtert, auf die Anzahl und Auswahl der Trainoffiziersaspiranten günstig einwirken. Die damit verbundene geringe Belastung des Militärbudgets könnte kaum ins Gewicht fallen. Allerdings kommt eine Mehrforderung zur anderen und es ist schwierig, in einem über 600 000 Mann starken Heer alle Verhältnisse ideal auszugestalten. Das gilt besonders für eine Truppe, die, wie der Train, nicht „Waffe“ ist.

So unerseßlich und wichtig diese Truppe auch für den Krieg ist und so ehrenwerth und tüchtig sich auch ihr Offiziercorps, mit Ausnahme des jüngsten, vereinzeltsten Falles, gezeigt hat: die Zusammensetzung dieses Offiziercorps wird doch stets der Umstand erschweren, daß der Train eben nicht zu den fechtenden Truppen gehört und daß er an höheren Stellungen nur die der Traindirektoren und des Inspektors bietet. Deshalb wird die Zahl der Freiwilligen, die sich als Offiziersaspiranten zum Train melden, stets sehr beschränkt bleiben und das Militärkabinet wird zur Ergänzung des Trainoffiziercorps auf die Zöglinge des Kadettencorps und eine beträchtliche Anzahl von Offizieren der übrigen, besonders der berittenen Truppen angewiesen sein. Das kann aber für diese Waffen nur vortheilhaft sein. Wenn gut bewährte Offiziere, denen die Lebenshaltung, Pferde und Uniform bei der Kavallerie zu kostspielig geworden sind, oder tüchtige Rittmeister und Batteriechefs, die nicht die Qualifikation zum Stabsoffizier erhalten und starke Familien besitzen, dem Train überwiesen werden, liegt Das offenbar im Interesse aller drei Truppengattungen. Ähnliches aber gilt auch von der Versetzung solcher jungen Kavallerie- und Artillerie-Offiziere in den Train, die sich für den Dienst und die Beförderung in ihrer Spezialwaffe nicht eignen oder bei denen andere Umstände zwar eine Versetzung, doch ihr Verbleiben im Dienst wünschenswerth erscheinen lassen. Diese Versetzungen würden und dürften aber nicht den Charakter von Strafversetzungen haben, wenn das Niveau des Trainoffiziercorps nicht herabgedrückt werden soll. Der Train wird freilich stets eine — höchst wichtige und unerseßliche — Hilfstuppe bleiben. Schon deshalb wäre es grundfalsch, sein Offiziercorps, statt es durch Gehaltszulagen materiell schlechter gestellten, aber tüchtigen Elementen zugänglich zu machen, künstlich durch Maßregeln zu heben, die nur auf Kosten der Kriegsfähigkeit wichtigerer Truppengattungen durchgeführt werden könnten.



Börsenbescherung.

Endlich hat also der Schrei nach einer Reform des Börsengesetzes Erhörung gefunden. Die Thronrede, die den neuen Reichstag begrüßte, verhiess Vorlagen, die in den wichtigsten Punkten Abhilfe schaffen sollen, — so weit Abhilfe von einer der Börse unfreundlich gesinnten Regierung und einer eben solchen Reichstagsmehrheit überhaupt zu erwarten war. Der Inhalt dieser Vorlagen ist kein Geheimniß mehr. Die eine ermäßigt die Besteuerung des Emission- und des Börsengeschäftes, die andere will die größten der Mißbräuche hindern, zu denen der Differenzeinwand Anlaß gegeben hat. Der Differenzeinwand selbst aber bleibt bestehen; eben so das Terminregister und, was das Wichtigste ist, auch das Verbot des Zeithandels in den Aktien industrieller Unternehmungen. Die guten Menschen, die sieben Jahre lang nicht müde wurden, das Thema von der Börsengesetzreform in allen möglichen Tonarten zu behandeln und das deutsche Publikum bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit gelehrten Dissertationen darüber zu beglücken, haben dennoch kein Recht, sich zu beklagen. Der kindische Troß, womit der journalistische Landsturm des moneyed interest anfangs den Umsturz erzwingen und das siegreiche Agrariertum aus einer seiner stärksten, mit dem größten Eifer behaupteten Positionen verdrängen wollte, war längst einer Resignation gewichen, die sich mit der Unabänderlichkeit aller grundsätzlichen Bestimmungen des Börsengesetzes zufrieden gab und schon die Ermäßigung der Börsensteuern nebst der Beseitigung der schlimmsten Härten des Differenzeinwandes als des Kampfes würdige Trophäen schätzen lernte. Dieses nicht sehr hohe Ziel ist jetzt erreicht. Wie die Regeln des parlamentarischen Kriegsspiels es nun einmal bedingen, wird die Reichstagsmehrheit sich die Zustimmung zu der Novelle scheinbar recht mühsam abringen lassen, als würde ihr Ungeheures, Unerträgliches zugemuthet; natürlich weiß aber jeder Daruspez schon heute, daß der kleine Gnadenbrocken, den die Regierung mit dieser Novelle der Börse hinwirft, von keinem Geier geraubt werden wird. Die Agrarier werden freilich danach schnappen, doch nur, um der Börse deutlich zum Bewußtsein zu bringen, wie selig sie sein muß, auch nur das Wenige zu bekommen.

Wo aber bleibt der Jubel? Alles still. Gewiß: Berge haben gestreift und nur eine Maus ward geboren. Die Berge aber wußten von vorn herein, daß sie nur eine Maus gebären könnten, und doch wurde der Tag der Entbindung als ein Freudenfest für die ganze Nation angekündet. Vor halb vier Jahren empfahl Siemens die Reform des Börsengesetzes, deren Grenzen er, als ein Mann ohne Illusionen, schon damals erkennen mußte, im Reichstag mit dem lustig schmetternden Ruf: „Künftige Kriege werden nicht mit Säbel und Gewehren gewonnen werden; siegen wird die Nation, die auf die Disposition ihrer nationalen Mittel und die Stärkung der Börse die größte Sorgfalt verwendet.“ Ein Jahr danach — die Regierung sah die Situation vielleicht als so fürchterlich gefährdet an, daß eine rasche Defensivaktion nöthig schien — wurde der Börsenausschuß zu einer Tagung ins Reichsamt des Innern berufen, um die Beschwerden gegen das Börsengesetz zu prüfen. Wurden den Herren dort vertrauliche Mittheilungen über einen neuen Schnaebelefall gemacht? Jedenfalls entschlossen sich in patriotischer Aufwallung selbst die der Börse unholdsten Mitglieder zu einigen Konzessionen an die Staats-

einrichtung, die für Siemens die wichtigste Wehr und Waffe des deutschen Volkes bedeutete. Nach mehrjährigem heißen Bemühen schien der Erfolg schon aus der Nähe zu winken; doch die unter dem Namen des langen Möller unsterbliche „Ergützung“ meinte wohl, die Börse könne noch warten. Sympbas mühte von vorn anfangen. Eine Börsen-Konferenz, die der neue Minister einberief, sollte erst überprüfen, was der Börsenausschuß ergeben hatte. Offenbar war inzwischen die äußere Gefahr wieder geschwunden, eine Mobilmachung der Börse nicht mehr nöthig und dem diplomatischen Genie des preussischen Handelsministers die Aufgabe übertragen worden, mit seiner Kunst die Spuren der Angst zu verwischen, die in kritischer Stunde die Gemüther ergriffen hatte. Auch die Konferenz stimmte, ohne Unterschied der Partei, darin überein, das an dem bestehenden Gesetz Einzelnes zu bessern sei. Am Ende hatte das Mene Tekel, daß Siemens an die Prunkwand des Reichstags schrieb, sogar tapfere Junkerherzen geistert? Doch der Weltfriede blieb erhalten, wurde mit immer größerem Eifer als unerschütterlich gerühmt und die Verbündeten Regierungen ließen die Börsengeheißreform ruhesam weiterschlummern. Wieder verging ein Jahr. Eine neue That war fällig. Sie blieb nicht aus. Die deutschen Bankiers veranstalteten einen „Tag“, der, auf die Stunde genau zwölf Monate nach Möllers Konferenz, in der ehrwürdigen Vaterstadt der Herren Wolfgang Goethe und Amstel Nothschild eröffnet wurde. Das Leid der Börse ward urbi et orbi in rührenden Vauten geklagt. Kein Echo war aber zu hören; und die Lamentationen konnten doch Steine erweichen. Das letzte Aufgebot wurde nun ins Feld geführt: ein „Tag“ aller deutschen Börsen brach an. Das war im Februar. Noch immer blieb die Regierung hart. Sie hatte andere Sorgen. Erst neun Monate später kam ihr, post tot discrimina rerum, die Einsicht. Lange hats gedauert; ein hartes Stück Arbeit für die Börse, die Banken und Alle, die fast ohne Pause die Lust mit Wehrufen erschütterten, weil die berühmte Reform noch immer nicht naßen wollte. Nun ist sie da, — und wird — anglos und langlos empfangen. Denn der sauer süße Gruf, der dem von der Börse sprechenden Theil der Thronrede in den Organen des Liberalismus entboten wurde, konnte keinen Menschen darüber täuschen, daß die Ankündigung der Börsennovelle nicht mehr als eine willkommene Sensation gewirkt hat. Ueberrascht waren, statt der Empfänger, diesmal wohl nur die Spender, die mehr frohe Dankbarkeit für ihre Gabe erwartet haben mochten. Die Börse selbst, das in den Kurven pulsirende Leben des Werthpapiermarktes blieb von dem Reformversprechen der Thronrede völlig unberührt. Ist hier ein Räthsel zu lösen?

Sicher kein unlösbares. Die Börse hat sich in die Fucht des bestehenden Gesetzes so eingelebt, all ihre Verrichtungen schon so darauf zugeschnitten, daß sie der Aussicht auf eine Aenderung gar keinen Reiz mehr abgewinnen kann. So mag es einem Verurtheilten gehen, der nach langer Gefangenschaft die Rückkehr in die alte Freiheit fürchtet und schließlich noch bittet, man möge ihn da behalten, wo er allmählich seine ganze Welt finden gelernt hat. Viele Federn, sogar einige Köpfe haben sich bemüht, dem Elenden das höchste Gut wiederzugewinnen: und nun, da sich ihm ein neues Leben aufthut, fehlt dem lange eingesperrten die Spannkraft, sich in die früheren Verhältnisse zurückzuwagen. Die Börse, der an der Schwelle des Jahres 1904 die Begnadigung angeboten wird, ist eben nicht mehr die selbe, die vor acht Jahren in die Fesseln des Börsen-

gefeßes gelegt ward. Sie hat in ihrem innersten Wesen eine Wandlung durchgemacht und nach und nach alles Verständniß für eine reformirte Börsengesetzgebung verloren. Der Werth des Individuums ist zusammengeschrumpft, das Streben nach Konzentration beherrscht alle Gebiete der Finanzwirtschaft und die rasch erwachsenen Großbanken haben Stück vor Stück von den kleinen Privatgeschäften an sich gerissen. Rächelnd denkt man jetzt daran, daß in dem Kampf für die Beseitigung des Börsengesetzes die Leiter der großen Bankinstitute die Führung übernommen hatten. Oder lag Methode in diesem Wahnsinn? Stellten sich die Großen an die Spitze, um der Bewegung Pfad und Ziel zu weisen, auf daß sie ihnen nicht eines „Tages“ gefährlich werde? Einen besseren Bundesgenossen als das noch bestehende Börsengesetz konnten die großen Banken gar nicht finden. In hellen Haufen trieb es ihnen die Kunden zu, von denen die kleinen Privatbankiers, damals noch das Rückgrat der Börse und jeglichen Effektenhandels, wegen der ungeheuren Zumuthungen des Gesetzes lassen mußten. Der Differenzcinwand, das Verbot des Terminhandels, die Nothwendigkeit, bar zu bezahlen, was man kaufte: lauter Keulenhiebe für die schwachen Individuen, höchst nützliche Errungenschaften aber für die Kolosse. Erst seit dem Erlaß des Börsengesetzes ist den deutschen Großbanken so recht wohl geworden. Ohne das Fundament, das dieses Gesetz ihnen schuf, hätten sie nicht die Stellung erreicht, die sie heute haben, eine so überragende Stellung, wie sie in keinem anderen Lande den Banken bechieden ist. Sie beherrschen einfach souverain unser ganzes Finanzleben. Von welchem Punkt aus man auch eine finanzielle Transaktion planen mag: alle Wege führen nach diesem Kom, dessen Forum die Behrenstraße ist. Und dabei hieß es, das Börsengesetz hemme die „legitime Thätigkeit der deutschen Märkte“ und treibe das deutsche Publikum mit seinen verfügbaren Kapitalien auf den londoner Goldminenmarkt; es zerstöre den „Segen der Contreminne“ und schwäche Deutschlands Wehrkraft in bedrohlichster Weise. Das Alles klingt jetzt wie Hohn. Die Feuchten des Liberalismus, die in den Bankpalästen als Direktoren oder Aufsichtsräthe thronen, mögen schön gelacht haben, wenn in ihren Parteiblättern jahraus, jahrein, morgens und abends dieses Misere gesungen wurde. Die durch das obligatorische Kassageschäft begünstigten Großbanken konnten vorher ungeahnte Summen von Aktien ihres Eigenbaues im Publikum fest unterbringen; und gerade sie haben in Deutschland den Absatz von Goldminenschares ins Riesige gesteigert. Das geschah zu Nutzen und Frommen ihrer Bilanzen und unter beständigen Kapitalsvermehrungen, die fast schon bedrückend wurden. Noch hat kein Statistiker festzustellen versucht, wie viele minderwerthige, wie viele beinahe werthlose „Werth“-Papiere unter der Herrschaft des Börsengesetzes von unseren großen Banken dem deutschen Publikum verkauft worden sind. Neun Stellen hat die Zahl gewiß, vielleicht gar zehn. „Den wirtschaftlich Schwachen“: Das war die Widmung, die das Börsengesetz trug, gleich manchen anderen Gesetzen, die dem selben Geist entsprangen. Mindestens fraglich ist aber, ob nicht die Deute, die der weise Gesetzgeber schälen wollte, in ihrer Gesamtheit durch das Gesetz viel mehr eingebüßt haben, als sie ohne das Gesetz jemals dem Gistbaum geopfert hätten. Heute ist es zu spät. Die Reform des Börsengesetzes kann die Toten, die im nutzlosen, ruhmlosen Konkurrenzkampf mit den Riesen gefallen sind, nicht wieder lebendig machen. Die Autokratie der

Großbanken ist nicht mehr zu brechen. Was soll der entmannten Börse jetzt noch die Freiheit nützen? Und wäre es noch wirkliche Freiheit! Doch nur die Freiheit, die sie meinen, gewähren die großen Herren des Behrenviertels. Die kongebiren sie in Gnaden und rufen dabei: „Rehmt hin und seid hübsch dankbar, denn Schweiß genug hat es uns gekostet!“ Nun fehlt eigentlich nur noch, daß die Börslaner sich Thränen der Rührung aus dem Auge wisohen und innigen Dank stammeln, weil die Großen, als sie ihre Herrschaft wie einen rocher de bronzos stabilirt hatten, so gütig waren, den Kleinen eine Weihnachtsgesoherung zu gönnen.

Dis.



Notizbuch.

Der Reichstag ist eröffnet und wird, wenn dieses Heft erscheint, auch schon die ersten rednerischen Leistungen hinter sich haben. Alles verlief secundum ordinem; und die Propheten dürfen nicht einmal stolz darauf sein, daß ihre Verheißung erfüllt warb. Dem Präsidium wurde kein Sozialdemokrat verlihen, Herr Singer bekam nur die Stimmen seiner Parteigenossen und die Mehrheit scheint entschlossen, die Geschäftsordnung nicht zu ändern. Auch die Thronrede brachte keine Ueberraschung. Ober ist's eine, daß der neue Staatssekretär des Reichsschatzamt's mit dem ungestümen Feuerifer seiner siebenundseohzig Jahre eine Umgestaltung des Finanzwesens plant? Für sehr genügsame Seelen vielleicht. Nur ein Provisorium, das die „größten Uebelstände“ beseitigt; für „eine durchgreifende organische Reform“ ist die Zeit noch nicht reif. Der Freiherr von Stengel hat, als Bayer, erfahren, welches ärgerliche Unbehagen dadurch entstanden ist, daß die Bundesstaatsfinanzen von der Reichswirtschaft abhängig sind. Die clausula Franckenstein, die in Ehren, doch ohne besohndren Ruhm ein Vierteljahrhundert alt geworden ist, soll nun ins Paragraphenmuseum gebracht werden. Sie mag nützlich gewesen sein: einen bequemen Zustand hatte sie nicht geschaffen; und längst wurde sie nicht nur von Partikularisten verwünscht. Sie schreibt vor, daß von dem Gelde, das aus Zölle, Stempelabgaben, Tabak- und Brantweinsteuer eingeht, das Reich nur 130 Millionen für sich behalten, den Rest — in einem den Matrifularbeiträge angemessenen Verhältnis — den einzelnen Bundesstaaten überweisen solle. Die Reichskasse gab also einen Theil des ihr zugeflossenen und gebührenden Geldes weg, sorgte aber dafür, daß es ihr zurück-erstattet werde; und die Einzelstaaten mußten mit ihren Matrifularbeiträge zunächst für die Reichsbedürfnisse aufkommen, durften aber hoffen, durch die Ueberweisungen vom Reich entschädigt, am Ende gar noch mit ansehnlichen Summen beschenkt zu werden. Wenn das Reich nämlich genug eingenommen hatte. Das kam vor; und in den Jahren, wo die Ueberweisungen höher als die Matrifularbeiträge waren, hörte man keine Klage. Lang ist's her. Im letzten Vustrum haben die Einzelstaaten ungefähr hundert Millionen in die Reichskasse geliefert. Was Wohlthat schien, wurde nun als Plage empfunden. Man schalt die umständlichen Schickung:n, die nur das Schreibwerk vermehrten, und die Finanzminister der Bundesstaaten rangen die Hände: Unmöglich, zur Ruhe zu kommen und sich, nach einem festen Plan, für längere Zeit einzurichten, weil man ja nicht wissen kann, was das auf schwankende Ein-

nahmen angewiesene Reich in diesem und im nächsten Jahr an Ueberweisungen gewähren, an Matrifularbeiträgen fordern werde. Dieses Gefühl doppelter Abhängigkeit konnte die Liebe zum Reich nicht ins Leidenschaftliche steigern. In München, Dresden, Stuttgart, in allen deutschen Parlamenten wurde, laut oder leise, gesagt, im Reichsfiskusamt scheine man sich um die Wünsche und Lebensbedürfnisse der Einzelstaaten überhaupt nicht mehr zu kümmern. Der Freiherr von Tüchmann ging, der Freiherr von Stengel kam; und jetzt will der Bayer das unmoderne Werk seines Landsmannes Brandenstein zeitgemäß verbessern. Die Matrifularbeiträge sollen künftig „in der Regel“ nicht höher sein als der Durchschnittsbetrag der in den letzten fünf Jahren aus der Reichskasse den Staaten überwiesenen Summen. Ist also aus Berlin nichts überwiesen worden, so braucht dorthin auch nichts beigesteuert zu werden; freilich nur „in der Regel“. Immerhin hoffen die Finanzminister nun, vor unerträglichen Zumuthungen bewahrt zu bleiben. Sehr großartig ist das Programm des neuen Herrn nicht; es könnte von einem Partikularisten eronnen sein, denn es belastet das Reich mit schweren Sorgen. Was wird aus der Reichsschuld, deren Vergeltung jährlich hundert Millionen erfordert? Herr von Stengel verheißt „eine Reglung, die dauernden Charakter hat und darum einen nachhaltigeren Erfolg versprechen dürfte als Einzelgesetze.“ Dunkel ist der Rede Sinn. Das Reich, das immer neue Schulden machen muß, also nicht hat, was es zum Leben braucht, kann seine alten Schulden nicht bezahlen, kann sie höchstens schieben wie der Student, der im Sommer den warmen Rock, im Winter die Taschenuhr versetzt und jedesmal, wenn er eins der Pfandobjekte gegen das andere ausgetauscht hat, glaubt, seine Bilanz sei in musterhafter Ordnung. Die Vorlage Stengels hat ihre guten Seiten, mahnt aber wieder schmerzlich an die Thatsache, daß die Regierenden im Großen nichts verrichten können. Wie lange wird schon an der Frage der Finanzreform herumgezupft! Nach allem Gerede durfte man mehr erwarten als ein Flickwerk. Das Reich braucht neue Einnahmen. Diese bittere Wahrheit verschweigen die Verbündeten Regierungen gern, weil sie den Reichstag nicht verstimmen möchten. Auf die Dauer wirds doch nicht zu vermeiden sein; denn dringende Bedürfnisse können nicht ewig unbefriedigt bleiben. Für die „Offiziere und Mannschaften des Reichsheeres“ wird jetzt etwas verbesserte Vöhung gefordert. Ein Tropfen, der auf heißen Stein fällt. Sieht oben denn Niemand, daß es höchste Zeit ist, für Heer und Beamtschaft ganz neue Gehaltsnormen zu finden? Was heute bezahlt wird, reicht knapp für die Nothdurft. Es klingt recht schön, wenn dem Offizier gesagt wird, er brauche nicht zu repräsentiren und solle sich mit dem Stolz der Armuth umgärten; nur sperrt man ihn mit dieser Weisung vom hellen Leben ab, nimmt ihm die Möglichkeit des Umganges mit wohlhabenden Bürgern, deren Gastfreundschaft er doch anständig erwidern müßte, und bannt ihn in die Kaserne. Solche Forderungen sind nicht populär, aber nothwendig; bleiben sie unerfüllt, dann wird alles Jammern über den Mangel an tauglichem Offizierersatz nicht hindern, daß junge Männer von Durchschnittsverstand den Beruf des Industriellen, Technikers, Kaufmannes wählen, statt im bunten Rock zu darsen oder nach Einladungen auszulagen, die reichliche Schmäuse versprechen. Lieber kein Heer als eins, dem die geistig Trägen, zu ernsthaftem Kampf Unlichtigen befehlen. Wer regiren will, darf an unbequemen Pflichten nicht scheu vorüberschleichen. Bei uns ist man schon zufrieden, wenn die Karre nicht im Sand stecken bleibt. Die Thronrede ist die charakteristische Urkunde einer unfruchtbaren Zeit. Keine Spur von Schöpferkraft, auch nur von Schöpfer-

muth. Sondergerichte für Handelsgehilfen; Felszug gegen die Nebenparasiten; ein paar Konzeßionen an die Börse; im Hintergrund ein Gesehntwurf, der für schuldlos erlittene Untersuchungshaft entschädigen soll, im Bundesrath aber noch nicht — noch immer nicht! — fertig geworden ist; und allerlei ungreifbare Phrasen über die „Anforderungen steigender Kultur“ (die auch noch nicht fertig ist) und den festen Willen zu sozialpolitischer Reformarbeit, deren Ziel nicht gezeigt wird. Zum Schluß dann die „guten und freundlichen Beziehungen zu allen fremden Mächten“, ein Stückchen auf der Friedensschale: und die „geehrten Herren“ dürfen nach Hause gehen. Herrgott, denkt der Bürger, wenn er seine Zeitung aus der Hand legt, ist die Politik im Deutschen Reich langweilig geworden! Und freut sich auf den Tag, wo ein Brandrother wenigstens ein Bißchen Leben in die Reichsbude bringen wird.

Ein Hauptvergnügen des Zeitungslesers war den lieben Sommer lang die Raßbalsgerci in Ungarn. Da gings lustig zu; und für Abwechslung war gesorgt. Heute wurde im Parlament gebrüllt, morgen auf der Straße geheult und übermorgen ein feierliches Verfahren eröffnet, um festzustellen, ob ein Statthalter den Versuch gewagt habe, inkorruptible Kernmagyaren zu bestechen. Zwei Ministerpräsidenten, Herr von Szell und Graf Rhuen, erlagen der Obstruktion und Wochen lang konnte der Kaiser Franz Joseph für sein Königreich Ungarn keinen möglichen Kabinettschef finden. Jetzt erst ist Friede im Land; oder wenigstens Waffenstillstand. Und der Mann, den der Vorber dieses Erfolges schmückt, ist der selbe Graf Stefan Tisza, der kurz vorher nicht einmal ein lebensfähiges Ministerium zu bilden vermocht hatte. Kolomans Sohn und, wie der Papa, ein geliebener Herr, den kein schwindliges Gewissen auf seinem Wege hemmt. Er kam zur rechten Stunde; die Obstruktion zog nicht mehr recht und der Abgeordnete Franz Kossuth, der Führer der Partei, die gegen das Haus Habsburg kämpft und Ungarn von Oesterreich trennen will, war klug genug, die Hand zu ergreifen, die ihm aus schwieriger Lage half. Er hatte sich gut geschlagen; soll überhaupt obstruirt werden, dann muß mans so machen wie Kossuth und seine Leute. Sie haben mehr erreicht, als sie vor einem Jahr selbst ahnten. Das Gesez, das eine gegen früher erhöhte Rekrutenzahl forderte und im österreichischen Reichsrath schon bewilligt war, wurde in beiden Reichshälften zurückgezogen, weil es Herrn Kossuth nicht gefiel. Bei ihm, dem Sohn des achtundvierziger Todfeindes der Habsburg-Vothringer, mußten die Minister des Königs antichambriren, um von seiner Günst zu erscheineln, was Gewalt nicht erobern konnte. Der Geltungsbereich der magyarschen Staatsprache wurde auch im Heerwesen erweitert und eine den Wünschen Kossuths entsprechende Reform des Wahlrechtes zugesagt. Franz Joseph selbst war genöthigt, den Sinn von Sätzen zu mildern, die er als höchster Kriegsherr gesprochen hatte. Und schließlich mußte Graf Tisza als Ministerpräsident im Reichstag Kossuths Formel nachsprechen: In Ungarn entscheidet nur der Wille der Nation, giebt es auch für das Heer keine andere Rechtsquelle als diesen Willen, der im Parlament zu legitimem Ausdruck gelangt. Ein schwarzes Jahr für Habsburg. Das Streben nach unbeschränkter Selbstständigkeit ist so stark geworden, daß selbst die liberal-gouvernementale Partei kaum noch den Schein wahr und ernststen Widerstand nicht mehr wagen darf. Jeder möchte jetzt zu den „Unabhängigen“ gehören: der edle Banffy so gut wie Graf Albert Apponyi, der Kunftator, den die Tiszas stets haßten und der deshalb unter dem erstbesten Vorwand aus der Regierungspartei geschieden ist. Der Dus-

lismus, die Hinterlassenschaft Deaks, wird ja noch ein Streckchen weitergeschleppt werden. Eines Tages aber kann der König von Ungarn sich gezwungen sehen, in der offenen Burg Herrn Kossuth die Leitung der Staatsgeschäfte anzutragen. Die Ungarn wollen mit Oesterreich nicht länger in intimer Gemeinschaft haufen und Franz Joseph ist zu alt für den Entschluß, die Magyaren endlich einmal die ersuchte Probe bestehen zu lassen. Wenn sieben Dualismus loswürden und out in the cold allein blieben, könnten die budapester Helden bald merken, daß die Gemeinschaft ihnen größtem Vortheil gebracht hat als den verhassten Schwarzgelben. Felix Austria! Die Arme muß nach der ungarischen Fiedel tanzen und wird von polnischen Bütteln geknufft. Der Deutsche hat keinen Grund, die Magyaren zu lieben; als Politiker sind sie aber nicht zu verachten. Von himmlischer Frechheit, wo für das Nationalchen was zu erpressen ist; alle Rechte für sich und kein einziges für die Deutschen und Slaven, die als Heloten jenseits der Leitha wohnen; mit moralinsäuerlichen Kleinigkeiten giebt Keiner sich ab; und Jeder ist ein geborener Redner . . . Lieblich klang übrigens das Lob, das im manchen berliner Zeitungen dem Grafen Tisza für seine „rücksichtslose Thatkraft“ gespendet wurde, als er, um der Obstruktion Herr zu werden, die Geschäftsordnung des Reichstages ändern ließ. . . Während des Taristampfes hatte man's anders gelesen.

Herr Professor Dr. Gustav Rühlmann möchte sein neues Buch „Die Lehre von der Preisbildung für Getreide“, das (mit neun graphischen Darstellungen) bei Zühlke in Berlin erschienen ist und zwei Mark kostet, hier anzeigen. Er schreibt darüber:

„Wird ein neuer Getreidezoll vom Inlande getragen oder auf das Ausland abgewälzt? Diese Fragen werden von Millionen von Staatsbürgern nach ihrer Parteishablone sofort in ganz bestimmter Weise beantwortet. Werden aber die selben Personen gefragt, ob die Weizenpreise voraussichtlich bis zum Frühjahr höher oder niedriger sein werden als heute, dann antworten sie: ‚Das kann Niemand im Voraus wissen‘. Und doch ist jede Beantwortung der Frage nach der Wirkung der Zölle eine Prophezeiung auf dem Gebiete der Getreidepreisbewegung. Daß also die selben Personen, die über die künftige Wirkung der Getreidezölle so genau Bescheid wissen, sich immer auf ein bescheidenes ‚Nichtwissen‘ zurückziehen, wenn noch eine andere Frage aus dem Gebiete der künftigen Getreidepreisbewegung an sie gestellt wird, ist seltsam; freilich nicht schwer zu erklären. Unsere umfangreiche Literatur hatte bis heute noch keine Schrift, die in die Technik der Getreidepreisbildung so tief eindrang, daß sie dem Leser eine zutreffende Beurtheilung der künftigen Preisbewegung allgemein ermöglichte. Mein Buch mag deshalb nicht nur Landwirthen, Händlern und Mäklern, sondern auch dem Politiker willkommen sein, der eine systematische Darstellung sucht.“

Ein Glück, daß es bei unseren getreuen Nachbarn noch Institutionen giebt, die beiden Reichshälften gemeinsam sind. Eine davon scheint die wiener Firma B. Vertich zu sein; und eine sehr nützliche. „Kommerzielles Vermittelungsbureau für Oesterreich-Ungarn und die Balkanstaaten. Spezialabtheilung für Hof-, Staats- und Armeelieferungen, hohe Auszeichnungen, Hof- und Kammerlieferantentitel u. s. w. Referenzen von ersten Firmen und hohen Persönlichkeiten“. Der Inhaber, „Offizier des kaiserlich ottomanischen Osmanje-Ordens“, muß namentlich in der Türkei ein mächtiger Mann sein. Vor mir liegt ein Rundschreiben, in dem er „ergebenst darauf

aufmerksam macht, daß sich jetzt eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit bietet, mit einer verhältnißmäßig bescheidenen Summe einen hohen Orden zu erlangen. Die Heilige Bahn wird unter besonderem Protektorat Seiner Majestät des Sultans mit freiwilligen Beiträgen des Hofes, der Regierungsbeamten und der wohlhabenderen Bevölkerungsklassen gebaut. Ein — wenn auch kleiner — Beitrag eines Ausländers würde besondere Beachtung finden und auf geeignetem, durchaus korrekten und legalen Wege eine Dekoration (eventuell der höchsten Klassen: Großoffizier oder sogar der Großkordon) einbringen.“ Die Gelegenheit ist günstig. Auch die kleinsten Beträge werden angenommen. Wer seinem Nächsten eine Weihnachtstube bereiten will . . .

Fräulein Helene von Monbart hat, unter dem Namen Hans von Kahlenberg, 1898 eine Novelle veröffentlicht, die „Nixchen“ hieß; noch immer heißt, im Buchhandel aber nicht mehr zu haben ist. Denn die löbliche Behörde hat das Buch konfisziert. Nämlich spät; als schon sechs Auflagen verbreitet waren. Eine fast neunzigjährige Jungfrau, die in rüstigerer Lebenszeit Lehrerin gewesen war, fand das Nixchen anständig und trug ihr beschädigtes Schamgefühl ins berliner Polizeipräsidium, auf daß es Herr von Windheim, der damals noch am Alexanderplatz thronte, jückerlich reparire. Das wurde denn auch versucht. Zunächst ohne Erfolg. Das Landgericht II Berlin lehnte den Antrag, das Hauptverfahren gegen Fräulein von Monbart zu eröffnen, ab und sprach, als die Beschwerde der Staatsanwaltschaft beim Kammergericht durchgegangen war, die angeklagte Schriftstellerin und deren Verleger im November 1902 frei. Dieses Urtheil wurde von der Staatsanwaltschaft angefochten und in Leipzig vom zweiten Straßenrat am zweiundzwanzigsten Mai 1903 aufgehoben. Die Begründung ist nicht ganz uninteressant. „Den Inhalt der von der Angeklagten von Monbart verfaßten Novelle faßt der erste Richter dahin zusammen, daß darin geschildert wird, wie eine sechzehnjährige berliner Geheimrathstochter, obgleich sie verlobt ist, zu gleicher Zeit ein Verhältniß mit einem anderen Mann unterhält, mit dem sie in freier, Sitte und Anstand verlegenden Weise verkehrt, ihn auffucht, um mit ihm vor ihrer Verheirathung alle Raffinemens verbotener Liebe zu genießen, und in ihrer Wollust nicht davor zurückschreckt, bis zum Aeußersten zu gehen und sich dem Geliebten so weit hinzugeben, wie es für sie ohne die Folge der Schwangerschaft nur möglich ist. Obwohl die Strafkammer anerkennt, daß der Inhalt des achten Briefes, losgelöst aus dem Zusammenhang und für sich allein betrachtet, als das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verlegend angesehen werden könne, hat sie doch der genannten Schrift die Eigenschaft einer unzüchtigen Schrift versagt und deshalb beide Angeklagte freigesprochen. Die dagegen eingelegte Revision der Staatsanwaltschaft mußte für begründet erachtet werden. Rechtsirrtümlich ist schon die Meinung des Vorberichters, daß zur Annahme der Unzüchtigkeit einer Schrift, die das Geschlechtsleben berührt oder behandelt, eine ‚geschlechtliche Absicht‘ des Thäters in dem Sinne gefordert werde, daß durch die Schrift ein geschlechtlicher Reiz hervorgerufen sollen und daß diese Absicht sich in der Schrift verkörpert muß. Gerade im Gegensatz hierzu hat das Reichsgericht wiederholt ausgesprochen, zum Begriff der Unzüchtigkeit einer Schrift sei nicht nöthig, daß der Verfasser oder Verbreiter unzüchtige Zwecke verfolgt; es genüge vielmehr, wenn er an und für sich vorzüglich handelte und dabei das Bewußtsein von dem unzüchtigen Charakter der Schrift besaß. (Zu hoch für den Vaien? Ober zu tief?) Einen unzüchtigen Charakter aber hat eine Schrift dann, wenn sie

das allgemeine, zur Zeit im Volk lebende Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzt. Dabei ist es gleichgültig, ob diese Wirkung in der Hervorbringung eines geschlechtlichen Reizes oder in der Erzeugung von Widerwillen und Abscheu besteht. . . Zwar wird vom ersten Richter auch angenommen, daß erwachsene Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes im Durchschnitt beim Lesen der Novelle weder einen geschlechtlichen Reiz empfinden noch auch sich in ihrem Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzt fühlen würden. Allein die erwachsenen Personen bilden nur einen Theil des Publikums, dessen sittliches Empfinden den Gradmesser für die Bestimmung einer Schrift als einer unzüchtigen darbietet; und die Strafkammer selbst stellt fest, daß die Novelle für Jedermann käuflich war, schließt auch die Möglichkeit nicht aus, daß sie auch unerwachsenen Personen zugänglich war. . . (Ausdrücklich wird erwähnt, daß man sie auch bei Wertheim kaufen konnte.) Bestand aber die Möglichkeit, daß die Novelle auch in die Hand unreifer, sittlich noch nicht gefestigter Personen gelangte und daß ihr Inhalt deren Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzte, so war die Annahme, daß es sich objektiv um eine unzüchtige Schrift handle, geboten und es blieb dann nur noch zu prüfen, ob die Angeklagten sich dieser Möglichkeit bewußt geworden sind.“ Eine lesenwerthe Entscheidung des höchsten Gerichtshofes. Objektiv unzüchtig und dem § 184 StGB verfallen ist eine Schrift also schon, wenn sie im Sinn unreifer, sittlich noch nicht gefestigter Personen, denen der Verfasser sie gar nicht zugebacht hatte, Aergerniß erregt. Da „die Möglichkeit besteht“, daß in die Hand solcher Personen sämtliche Klassiker nebst dem Alten Testament und schlimmen Spätromantikern gelangen — sogar die an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit —, mag Manchem um unsere große Literatur bang werden. Vor ein paar Jahren noch wollte das Reichsgericht die „leicht erregbare Phantasie einer unerwachsenen Schuljugend nicht zum Maßstab Dessen machen, was das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des normalen Menschen objektiv zu verletzen geeignet ist oder nicht.“ Jetzt aber schützt es gnädiglich auch die Unreifen vor früher Verderbniß. In der Zeit des Deinge Krieges wurde uns jeden Tag in die Ohren getutet, das Weltende müsse naßen, wenn der Begriff „gräßliche Verletzung des Schamgefühles“ in die Rechtsprechung eingeführt werde. Jetzt sehen wir, daß die Judikatur des Reichsgerichtes diesen Begriff, noch dazu ohne das Kriterium der „Gräßlichkeit“, längst in ihre Normensammlung aufgenommen hat, und ich kann wiederholen, was ich vor vier Jahren dem rasenden Goethebund zurief: „Der vorgeschlagene Paragraph ist nicht um Haarsbreite gefährlicher als der jetzige § 184, der jeder willkürlichen Auslegung den weitesten Spielraum läßt“. Fräulein von Monbart hats erfahren. Das Reichsgericht verwies die Sache an die Vorinstanz zurück. Die neunte Strafkammer des Landgerichtes I Berlin „sah nicht als erwiesen an, daß die Angeklagte beim Schreiben der Novelle oder bei der Uebergabe zum Verlag sich bewußt gewesen ist, daß sie durch die Veröffentlichung das Scham- und Sittlichkeitsgefühl irgend Jemandes, es sei denn einer ganz besonders pruden Person, verletzen könne“. Daher Freisprechung. Weil das Buch aber in die Hände Unreifer fallen und deren Schamgefühl verletzen kann, ist es als „objektiv unzüchtig“ zu bezeichnen und unbrauchbar zu machen. Auch gegen dieses Urtheil hat Fräulein von Monbart Revision eingelegt, über die das Reichsgericht nächstens entscheiden wird. Ich kenne das Richter nicht; die Novelle trägt den Untertitel: „Ein Beitrag zur Psychologie der Höheren Töchter“ und sollte nach der Absicht der sehr begabten, nicht zur Literaturzigeunerschaar gehören.

den Verfasserin ein Schreckbild halbjuhliger Entartung zeigen. Soll das Buch, das ohne den Prozeß inzwischen längst vergessen wäre, nun auch noch als ein Beitrag zur Psychologie deutscher Rechtsprechung fortleben? Die leipziger Herren, denen der helle Kopf des Freiherrn von Bülow präsidiert, sollten sich dreimal überlegen, ehe sie eine ernste Künstlerin, eine Dame mit dem Makel unzuchtigen Schriftthumes behaften. Der Herr, der bei der Eröffnung des Reichstages neulich den Satz von den Anforderungen steigender Kultur vorlas, hieß, wenn ich nicht irre, auch Bülow.

Noch eine Kriminalgeschichte; diesmal aus Hamburg. Eine Arbeiterin lebt mit ihren vier Kindern allein in einer Hofwohnung; sie hat sich von ihrem Ehemann getrennt (oder er von ihr) und sorgt für den Unterhalt der Kleinen. Eines Nachmittags, während sie in der Wohnstube ihr acht Monate altes Kind ankleidet, läuft der dreijährige Sohn in die Küche. Die Mutter ist beschäftigt und achtet nicht darauf. Der Knabe klettert neugierig aufs Fensterbrett und stürzt aus dem zweiten Stock in den Hof hinab. Schädelbruch; sofort tot. Die Arbeiterin wird angeklagt, durch Fahrlässigkeit den Tod ihres Kindes herbeigeführt zu haben. Angeklagt und verurtheilt; denn die Beweisaufnahme ergibt, daß der Frau von Nachbarinnen mehr als einmal gesagt worden ist, ihr Junge habe die schlechte Wohnheft, am offenen Fenster herumzuklettern. Die Gewarnte hatte also die Pflicht, mit geboppelter Sorgfalt auf den Kleinen zu achten. Das ist nicht ganz leicht für eine Proletarierin, die vier Kinder zu hüten, zu füttern, zu kleiden hat. Doch die Strafe ist auch mild: nur ein Monat Gefängniß. Reicht aber aus, um die Arbeiterin, als eine bescholtene, unzuverlässige Person, ins Elend zu bringen. Von Rechtes wegen. . . Wer Zeit und Lust hat, möge nach diesem Urtheil der dritten hamburgischen Strafkammer noch einmal lesen, was am siebenzehnten Oktober 1903 hier über den Fall Koch-Dippold gesagt worden ist.

Einzelne Leser fragen, warum hier über den oldenburger Skandalprozeß nichts gesagt worden sei. Mußte denn was drüber gesagt werden? Ein Lehrer ärgert sich, weil er aus der Residenz in ein enges Provinzstädtchen versetzt worden ist, und greift in anonymen Zeitungsartikeln den Minister an, den er für seinen Feind und deshalb natürlich für den Vater aller oldenburgischen Uebel hält. In der Hauptverhandlung wird nicht erwiesen, daß die Versetzung des Lehrers eine Chikane war, noch, daß der Minister seine Amtsgewalt jemals mißbraucht hat; nur, daß dieser Minister, als er noch Erster Staatsanwalt war, gern sein Spielchen machte, auf manche Kollegen schimpfte und, ohne Unterschied des Standes, an seinem Kartentisch jeden willkommen hieß, der Gold setzen konnte. Ich finde nicht, daß diese Thatfachen in den Bezirk des öffentlichen Interesses gehören. Der Lehrer hat abgebeten, der Minister huldvoll verzichen. Der Erwähnung werth wäre höchstens die Energie der Bertheidiger, die einen hitzigen Vorsitzenden zwangen, sie und ihren Mandanten anständig zu behandeln. Das wird selbst in viel größeren Städten leider nicht oft erreicht, allzu selten auch nur versucht. Sonst aber: eine kümmerliche Schülergeschichte.

Uralte Wären, die man längst eingefargt wähnte, leben in diesem Winter des Mißvergnügens wieder auf. In hundert oder tausend Zeitungen wurde vor vierzehn Tagen gefragt, ob die Behauptung wahr sei, daß Bismarck einst in jähem Zorn gegen den Kaiser das Tintenfaß erhoben habe; sei sie wahr, dann bläse kein Geredeter

mehr sagen, der erste Kanzler sei schlecht behandelt worden. Viele fragten gar nicht erst, sondern nahmen als erwiesen an, daß Bismarck drauf und dran war, seinem König das Tintenfaß an den Kopf zu werfen. Im März 1890, als Wilhelm der Zweite ihn „wegen der Verhandlungen mit Windthorst zur Rede stellte“. Und solcher rohe Patron nannte sich einen treuen deutschen Diener! So froh waren die schlimmsten Hausmeier im alten Reich nicht. Zeitungsschreiber sollten eigentlich ein besseres Gedächtniß haben und nicht für funkelnagelneu ausgeben, was ihre eigene Feder vor zwölft, dreizehn Jahren schon dem Erdkreis mitgetheilt hat. Die Tintenfaßgeschichte ist anno 90 mindestens zehnmal durch die Presse beider Welten gegangen. Bismarck hat, als er sie hörte, den Kopf geschüttelt, dann gelächelt und endlich eine Erklärung gesucht. Die war nicht schwer zu finden. Der Fürst hatte, wenn er lebhaft sprach, die Gewohnheit, mit der rechten Faust kurze, leise, aber starke Stöße gegen die Tischplatte zu führen, von oben her, als wollte er seine Worte in das Holz eindringen. Möglich, daß dabei — der Kanzler war nicht Husar, sondern ein schwerer Kavassier — ein Tropfen Tinte aus dem Fäßchen sprang. Doch diese Erklärung wurde erst gesucht und gefunden, als die Geschichte immer wieder kam und zu dem Bemühen herausforderte, wenigstens ein Admlein Wahrheit darin zu entdecken. Auch der Spritzer ist also nicht „historisch“; und daß Bismarck das Tintenfaß gepackt und aufgehoben habe, sollte man unartigen Kindern in der Abenddämmerstunde erzählen. Behaglich mag beiden Männern während des Gesprächs nicht zu Muth gewesen sein. Der Verlauf ist ja bekannt. Am vierzehnten März 1890 hatte Windthorst durch den Mund Gersons von Bleichroeder eine Unterredung erbeten, die Bismarck noch für den selben Tag zusagte; dabei gab er seinem Erstaunen über die Wahl des Vermittlers Ausdruck: nach alter Sitte konnte jeder Parteiführer sicher sein, stets vom Kanzler empfangen zu werden. Die Unterredung brachte kein politisch brauchbares Resultat; was der Katholik wünschte, konnte der Protestant nicht gewähren. Bismarck sprach von der Möglichkeit seines Rücktritts, Windthorst rieth ihm dringend, zu bleiben, und empfahl, falls dennoch ein Kanzlerwechsel unvermeidlich würde, den General von Caprivi für die Leitung der Reichsgeschäfte. Dem Kaiser mußten die Dinge wohl in anderem Licht dargestellt worden sein; er kam am nächsten Morgen sehr früh in die Wohnung des Grafen Bismarck, ließ den Kanzler rufen und verbat sich politische Unterhandlungen, von denen er nicht vorher unterrichtet sei. „Ich kann mir in meinen alten Tagen nicht das Recht nehmen lassen, einflußreiche Parlamentarier zu unverbindlichen, rein informativem

„Gesprächen in meinen Kammern zu empfangen.“ „Auch nicht, wenn es Ihr Herr befiehlt?“ „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau.“ Ein häßlicher Morgen, der dem älteren Mann die Gewißheit gab, daß ihm das Vertrauen des Königs entzogen war. Drei Tage danach kam denn auch, zweimal in vierundzwanzig Stunden, die Aufforderung, schleunig das Abschiedsgesuch einzureichen. Bismarck hatte nicht die Gemüthsart eines Sämmleins; wer ihm aber rüdes Benehmen nachsagt, hat ihn nie gekannt. Eines seiner Lieblingsworte war „wohlerzogen“; und er hätte selbst im Wirbelwind der Leidenschaft sich nie zu einer Begelei erniedert. Die Tintengeschichte ist unsinnig, nicht, weil der Kanzler vor seinem Kaiser stand, sondern, weil der seine Niese zu „wohlerzogen“ war, um mit Realinjurien zu drohen. Uebrigens war er, wie selbst der Todfeind zugeben mußte, immer der Mann seiner Thaten und hätte sein Handeln nicht feig verleugnet. Vielleicht läßt man die Anekdoten nun ruhen. Wie sie entstanden ist? Der Kaiser hat scherzend später erzählt: „Der Alte war an dem Morgen ganz außer sich und guckte mich an wie Luther den Versuch; ich glaube, am Liebsten hätte er mir auch das Tintenfaß an den Kopf geworfen“.